

ANGST ist der Feind Nummer eins: gerade als ich den Saal betrat, erklang dieser Satz vom Rednerpult. Es redete ein Schweizer (Leo Karrer) in der Schweizer Nachbarschaft (Erzdiözese Freiburg) zu einer Versammlung, die sich von einer Schweizer Erklärung («Für eine offene und dialogfähige Kirche»: Orientierung 1980, S. 81f.) inspirieren ließ. Beisammen waren gegen 200 hauptamtliche Mitarbeiter(innen) im pastoralen Dienst, darunter drei Regionaldekane, nicht wenige Pfarrer und viele Pastoralreferentinnen und -referenten. Am meisten Zuspruch fand ein Gesprächskreis «Priesterlose Gemeinde». Unter den Zeugen der wachsenden Notlage zum Beispiel ein Pfarrer: Vor sieben Jahren trat er sein Amt an, inzwischen hat er fünf unbesetzte Nachbargemeinden um sich. Oder eine Pastoralreferentin (für drei unbesetzte Gemeinden eingesetzt): Ihr 67jähriger Pfarrer ist so beansprucht, daß sie ihr wöchentliches Dienstgespräch mit ihm jeweils per Telefon nachts zwischen 23.30 und 01.00 Uhr führen muß.

Offen reden mit dem Papst

Der Bericht dieser initiativ wirkenden jungen Frau über ihren eigenen Einsatz verrät eine merkwürdige Mischung von Freude über alles, was ihr möglich ist, und von Ängsten, zu viel zu tun, bzw. darüber zuviel zu sagen. Auf dem ganzen Rundgespräch lastete das Gefühl einer künstlichen Blockierung, die es verhindert, die Aufgaben, die sich (in) einer Gemeinde stellen, unbefangen wahrzunehmen. Hinter der Befangenheit stehen Gesetze und Weisungen, sei es von der Deutschen Bischofskonferenz, sei es von Rom. Ein Vertreter des Ordinariats meinte, es gelte auszuharren, «bis die Zeit reif ist».

Als ob sie mitten in eine solche Versammlung gesprochen wären, klingen da die Worte Kardinal Pellegrinos, von dem wir für diese Nummer (vgl. S. 104f.) weitere Aussagen aus einem Interview übersetzt haben: «Man sagt, die Zeiten sind nicht reif! Für mich ist das eine äußerst zweideutige Maxime. Es sind die Menschen, die die Zeit reif machen.» Und es folgen in dem Interview Beispiele, darunter

nichts Geringeres als die Einberufung des Konzils durch Johannes XXIII. Man denke dabei auch an die Schaffung des Einheitssekretariats, die Einladung der Beobachter, die ersten Kontakte mit Genf: Jedesmal galt es (nach einem Ausspruch von Kardinal Bea) «der Zeit nachzuhelfen». Zugleich aber brauchte es das offene Wort, so wie jetzt Pellegrino sagt: «Ich werde zum Papst gehen und offen reden.»

Ein Kardinal geht zum Papst. Der Interviewer meint, es sollten auch andere gehen, dieselben Probleme lägen überall in der Luft. Wenn aber der Papst selber «kommt»? Bei seinem Besuch in der Schweiz gibt es nach Bischof Mäder von St. Gallen eine «einmalige Chance» für ein offenes Gespräch: die Begegnung auf dem Interdiözesanen Pastoralforum in Lugano. Zahlreiche Eingaben aus allen Regionen zeichnen für die Schweizer Gemeinden eine nicht minder bedrückende Zukunft als im süddeutschen Raum (z. B. Bistum Basel: bereits 56 unbesetzte Gemeinden, nur 5,3 Prozent der Pfarrer und noch ganze 45 Vikare unter 40 Jahren!). Dazu der Basler Bischof Hänggi in einem kürzlich in Salzburg gehaltenen Vortrag: «Der Papst soll spüren, wo uns der Schuh drückt.» Somit sollen ähnliche Themen wie bei Pellegrino auf den Tisch kommen: Vollmacht für Gläubige, in der Gemeinde der Eucharistiefeier vorzustehen, Ordination für Verheiratete, für Frauen ...; denn, wie es in einer Eingabe heißt, «Gemeinden ohne Eucharistiefeier sind wesentlich unbiblischer als verheiratete Priester».

Unbiblischer? Wie unbefangen und geradeheraus, wie nüchtern und plausibel, wie einfallsreich und lebensnah man gerade von der Bibel her über all diese Probleme sprechen könnte, dafür gibt es neuestens ein jedermann zugängliches Beispiel: ein Buch (vgl. Hinweis letzte Seite), das eigens auf das Pastoralforum hin verfaßt wurde: Hermann-Josef Venetz, «So fing es mit der Kirche an». Es bringt auf dem Hintergrund der Vielfalt der Modelle am «Anfang» Chancen und Möglichkeiten für heute zur Sprache. Ja, über das Thema hinaus möchte ich es eine biblisch-schweizerische Sprechschule nennen: für das offene Wort und das wiederaufzunehmende *aggiornamento* in der Kirche.

Ludwig Kaufmann

LITERATUR

Franz Faßbind: Literaturpreis der Innerschweiz 1981 – Ein Schriftsteller mit vielen Gesichtern – Jämmerliche Mitteleuropäer verwechseln die Gnade der Phantasie mit dem achten Gebot – Erzähler unheimlicher Geschichten («Vorfälle») – Früh entdeckter Lyriker und Hörspielsdichter – Minnesänger an die Armut («Poverello») – Das wenig bekannte große Werk, für das er nochmals leben würde: die «Hohe Messe». Peter Wild, Einsiedeln

DOKUMENT

Aus Kardinal Pellegrinos Interview: Veröffentlicht unter dem Titel: «Kirche zwischen Angst und Profetie» – Woher die Angst? – Mißverständene Demut und Kleingläubigkeit – «Ich gehe zum Papst»: Evangelisierung geht vor Zölibat – Gemäß «Dives in misericordia» Barmherzigkeit auch bei der Laisierung von Priestern üben – Gestörtes Verhältnis zu den Theologen: «Es gibt keine Freiheit für das Reden und Schreiben» – Die Pflicht, mit dem Papst offen zu reden (vgl. Titelseite).

SOZIOLOGIE

Zur gesellschaftlichen Verfassung der Ehe (2): Normativer Gehalt gegenwärtiger Entwicklungstendenzen – Im Wandel normativer Orientierungen welcher Stellenwert der kirchlichen Ehelehre? – Die Frage nach der Anpassung an veränderte historische Umstände – Konflikte aufgrund des Bewußtseinswandels der Frau – Korrelation zwischen steigendem Bildungsniveau der Frauen und rationalem Verhältnis zur Fortpflanzung – Verstärkte Verantwortung für die Kinder in der Kleinfamilie – Erhöhtes Risiko in der Ehe fordert Pastoral für das Gelingen und weniger Belastungen für das Scheitern – Gegenüber pessimistischen Zukunftsprognosen Chancen für neuen Familiensinn nicht übersehen. F.-X. Kaufmann, Bielefeld

FREIMAURER

Zur jüngsten Erklärung der Glaubenskongregation: Reservierte Aufnahme und neue Mißverständnisse – Die Vorgeschichte seit 1974 – Der Text der Verlautbarung von 1981 – Hilfen zur richtigen Einstufung – Bei näherem Zusehen vielleicht sogar ein Fortschritt – Jedenfalls keine unterschiedslose Verurteilung der Logen – Bei wem liegt aber die Kompetenz für die Feststellung von Tatsachen? – Jeder Mensch und jede Menschengruppe haben ein Recht auf guten Namen – Was wird der neue Codex bringen? Albert Ebner

BUCHBESPRECHUNGEN

Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft: Teilband 7 (Ehe/Familie) als Beispiel interdisziplinärer Zusammenarbeit von Theologen und Humanwissenschaftlern.

Die Infragestellung Gottes: Eine Antwort auf die Provokation des Atheismus – Dessen Geschichte und Gestalten – Leichtfaßliche Darstellung von Fridolin Marxer. Andreas Traber, Basel

So fing es mit der Kirche an: H.-J. Venetz konfrontiert Forschungswissen über Neues Testament mit gesellschaftlichem Erfahrungswissen – Wie die «Sache Jesu» in die Zeit ging – Von Wanderpredigern zu verschiedenen Modellen strukturierter Gemeinden. L.K.

Welches von Deinen vielen Gesichtern?

Brief an Franz Faßbind

Am 16. Mai erhält der in Adliswil bei Zürich lebende Dichter und Schriftsteller Franz Faßbind in Einsiedeln den *Literaturpreis der Innerschweiz* für das Jahr 1981. Als langjähriger Freund der «Orientierung» hat Faßbind immer wieder einmal bei uns publiziert, zuletzt im Jahrgang 1978 (S. 258) die «Nachtübung». Davon und von dem Gedicht «Unterwegs», das jenen Jahrgang (S. 1) eröffnete, und von vielem anderen ist im folgenden Brief an den Geehrten die Rede. Der Autor, P. Peter Wild OSB, ist Gymnasiallehrer an der Stiftsschule Einsiedeln. (Red.)

Lieber Franz,

in meinem eigenen Freundeskreis habe ich es erlebt, daß man von Dir enttäuscht war, aus Überraschung: man las ein Buch von Dir, man machte sich ein Bild von Dir, doch Du kamst dann ganz anders. Vielleicht war es bereits das Gesicht des neuen Buches, vielleicht ein persönliches, das Du trugst, ich weiß es nicht. Ich frage mich, welches Deiner Gesichter durch den Innerschweizer Kulturpreis geehrt wird. Gilt der Preis dem Dichter der «Lieder aus einer Schenke», der im Rausch und im Text die Häuser ins Wanken bringt – die Hauptstraße von Einsiedeln, wo Dir der Preis verliehen wird, würde sich mit ihren hochgiebeligen Häusern für eine neue Probe eignen –, oder gilt er dem Dichter der «Sätze und Zeichen», jenen knappen Meditationen der Barmherzigkeit? Dir diese Fragen jetzt zu stellen, nützt nicht viel, Du wirst sie mir erst nach der Preisverleihung beantworten können, und auch dann sind sie erst in bezug auf die Preisverleihung gelöst, Du selber wirst Dich dadurch kaum aus der Vielgestalt Deiner Gesichter lösen wollen.

DU KENNST meine Lieblingstexte; sie wären für mich der Grund, Dir einen Preis zu verleihen. Ich würde Dich z. B. ehren als Erzähler mit Fußangeln für den Band der «Vorfälle», dieser unheimlichen Geschichten, voll von Aberglauben, vorge-täuschter Sicherheit, Phantasie und Ironie. In diesem Band hast Du das Gesicht von Egil, dem Isländer, der in der Geschichte «TF-8» selber als Erzähler auftritt. Er feiert die Phantasie, und Du läßt ihn abschließend dem ungläubigen Zuhörer sagen:

«Wozu streiten wir! (...) Das erste Dogma unserer Nation kennst du bereits: Jeder Isländer ist ein Genie! Das zweite Dogma steht ihm an Bedeutung nicht nach. Es lautet: Fast jeder Isländer ist ein Dichter! Und da kommst du mir mit Lügen, mit Seemannsgarn! Ach, ihr jämmerlichen Mitteleuropäer! Zeit-lebens verwechselt ihr die Gnade der Phantasie mit dem achten Gebot.»

Der Gnade einer äußerst exakten, an E. A. Poe geschulten Phantasie ist «TF-8» zu verdanken, diese Seemannsgeschichte unter Piloten und Theaterleuten, das Vertrauen auf die glückbringende tote Großmutter, das zu einer Bruchlandung führt, da es sich um eine schein tote Großmutter handelt. Und eben die Fußangeln: Du erzählst überzeugend, erklärend, das Unwahrscheinliche wird vorstellbar, als Leser lenken wir ein, Dir und Egil die Geschichte abzunehmen, und am Schluß werden wir auf die Phantasie verwiesen, die vorausgegangenen Einsichten werden zu mitteleuropäischen Verstandesbrücken degradiert.

Ich mag die «Vorfälle». Ich könnte Dir viel von den einzelnen Figuren aus diesen Geschichten schreiben. Aber Du kennst sie ja auch. Doch von Abece Lautensack aus der «Nachtübung» muß ich Dir erzählen, denn dieser kauzige, auf Aberglauben spezialisierte Volkskundler und Höhenpsychologe ist für mich zu einer wichtigen Figur geworden. Für mich steckt unter der humorvollen, der Hauptfigur entsprechenden Schicht der Erzählung noch eine ganz andere: Abece Lautensack marschiert von Ballneck nach Frommental, eine Art gespielter Wallfahrt, angetrieben durch abergläubische Assoziationen, und was für ihn (und vorerst auch für den Leser) ein nächtliches, launisches

Abenteuer ist, wird vom Schluß her eine ungewollte, nicht bewußt gewordene Mission. Er hat einem Polizisten kurz vor dessen Tod noch das entscheidende Stichwort zu bringen. Die Geschichte «Nachtübung» lese ich deshalb als ernstgemeinte Geschichte der Fügung, daß mit uns Menschen oft gespielt wird, daß wir zu Sendungen herangezogen werden, ohne daß wir uns dessen bewußt werden. Hast Du das auch so verstanden, oder bin ich in eine der Fußangeln getreten? Ich könnte mich gegen Dich verteidigen mit dem Hinweis, daß das Thema der Fügung öfters bei Dir anzutreffen ist, z. B. im Gedicht «Unterwegs».

ABER DAS verdient mit dem ganzen Gedichtband der «Stereotypen» wieder einen eigenen Preis. Über diese Gedichte habe ich den Zugang zu Dir und zu Deinem Werk gefunden, habe ich Dir das schon einmal geschrieben? Ich erwarte etwas in modischer Art, denn vorliegende Sprachelemente (Redewendungen, Zitate, Sätze, Wörter) aufzugreifen, war damals bei mehreren Schriftstellern Brauch; daß Du aber die Sprache nicht nur aufgreifst und durch ein wiederholtes Abgreifen als endgültig abgegriffen herausstellst – die meisten Schriftsteller kamen bei jener Modewelle nicht darüber hinaus –, sondern ganz raffinierte Spielereien treibst, die Sätze in neue Kombinationen hinein jagst, die ihnen nicht vorgesagte Bedeutungen abgewinnen, faszinierte mich. Ich würde gerne einmal in Deinen Notizen blättern, um herauszubekommen, woher einzelne Sätze und Satzteile stammen. Aber dieses Wissen macht ja nur einen Teil des Lesevergnügens aus, wichtiger scheint mir die unerwartete Aussage, die sich aus den bekannten und halb bekannten Sätzen aufdrängt. Es kommt dann zu Abstürzen in die Erkenntnis, mit welchen Voraussetzungen wir in unseren sprachlichen Formulierungen leben, man bricht an den Stellen des geringsten Widerstandes ein, wie es in einem dieser Texte heißt.

Absturz

Immer

Wieder an

Stellen des geringsten Widerstandes

Klafft irgendwo in den

Strukturen der Wirklichkeit

Unerwartet ein Ort der Schrecken.

«Es gibt keine endgültige Rückkehr aller Flugzeuge» (Saint-Ex).

Beim Gedicht «Unterwegs» ist es nicht so wichtig, die gegensätzlichen Aussagen auf ihre Ursprungsstelle zurückführen zu können (ich vermute Werbetexte und philosophische Sätze, stimmt es?), sondern sich durch die Gegensätzlichkeit der Aussagen zu einer Lebenshaltung führen zu lassen, die nicht mehr den Denkschemata den obersten Rang zubilligt: Es gibt auch die Geheimnisseite des menschlichen Lebens, die nicht mit Worten aufgedeckt werden kann.

Bei einer ersten Lektüre habe ich jene Texte ausgelassen, die mir zu verspielt, zu verschlossen waren. Sie verlangen ein ziemliches Wissen, damit man als Leser mitspielen kann. Als angenehm empfand ich allerdings, daß es eine anziehende, einladende Art ist, wie die Texte ihr Wissen anbieten, beinahe lachend. Oder übertrage ich jetzt eines Deiner persönlichen Gesichter auf die Gedichte? Auf jeden Fall hörte ich Dich lachen, als ich kürzlich bei einer E. T. A. Hoffmann-Lektüre auf den Hund Berganza stieß, der mir nun den letzten Teil des Gedichtes «Freude» erschloß. Unter diesem geheimnisvollen Namen vermutete ich im Anschluß an die vorigen Teile des Gedichtes etwas biblisch Frommes. Aber Hoffmann hat mich nun auf den Hund gebracht. Vielleicht müßte ich Dir den zweiten Preis als einem unendlichen Dichter verleihen, weil man Deine Texte nicht mehr aus den Händen legt, bis man sie ganz entschlüsselt hat.

ES FÄLLT mir auf, daß ich bis jetzt nur von jenen Werken geschrieben habe, die einen leichten Eindruck machen, wie hingeworfen. Ich ahne etwas von der Arbeit, die gerade in ihrer Leichtigkeit steckt. Doch wirst auch Du selber sie nicht in die Reihe jener großen Werke stellen, die Dich über Jahre hinweg in Beschlag genommen haben. Und beschäftigt Dich nicht sogar heute noch die Möglichkeit, Deine Terzinendichtung «Die Hohe Messe» weiterzuführen, 30 Jahre, nachdem Du die ersten 30 Gesänge veröffentlicht hast? Dieses Werk zeigt mir Dein Gesicht von einer Seite, die Furcht einflößen kann: harte Disziplin, übertragen in Kompositionswillen, Sprachklang und kunstvollen Aufbau. «Die Hohe Messe» ist eine Eigenwelt; es gelingt mir nur schwer, Ausschnitte daraus zu lesen, aber der Einstieg ins ganze Werk wird jeweils belohnt. Ich kann mir vorstellen, daß diese Dichtung zu ihrer Zeit ein großes Wagnis war, nicht wegen der Terzinenform allein, sondern auch von der heilsgeschichtlichen Schau her, unter der Du die Menschheitsgeschichte aufrollst, in dichterischen Visionen Sprache werden läßt. Auch heute bleibt sie ein Wagnis, denn sie steht quer zum gegenwärtigen Literaturbetrieb, sie verlangt Leser mit Zeit und Sprachsinn.

Soviel ich weiß, hat Dich auch das Franziskus-Spiel «Poverello» lange Zeit beschäftigt. Auch in ihm wird Dein Formwille deutlich, Dein Formwille, Deine Freude an hintergründigen Bezügen, aber auch Deine Spottlust. Ich bin den formalen Entsprechungen in den drei Akten nachgegangen; ich habe gestaunt: Was bei einer ersten, vom Inhalt bestimmten Lektüre kaum auffällt, wird bei einem genauen Studium zu einem Netz von deutenden Bezügen. Du läßt auf diese Art Franziskus auf einer jeweils anderen Ebene wieder dasselbe erfahren: die Loslösung von der eigenen Person durch den Schritt in eine noch größere Armut. Du spielst es zuerst auf der Ebene der Familie durch, dann der Kirche, schließlich des Ordens, denn auch da kann Franziskus nicht bleiben, er hat den Schritt in den Tod zu vollziehen. Du läßt Franziskus im Gegensatz zu den andern Figuren des Stücks in Alexandrinern sprechen; das soll, wenn ich recht verstehe, ihn nicht so sehr über die andern hinausheben, als vielmehr eine dichterische Reminiszenz an die Geburt dieses Verses in Frankreich darstellen, die zwei Jahre vor der Geburt des Franziskus stattgefunden hat, und Franziskus selber weist ja mit seinem Namen und seiner Mutter nach Frankreich. Ich male mir oft eine Aufführung dieses Stückes aus, gespannt wäre ich auf die Reaktion der Zuschauer bei den clownesken Intermezzi, daß hier das erste Bühnengeschehen mit unterhaltsamen Zwischenszenen, die bekannte Allegorien aus der mittelalterlichen Theologie aufnehmen, laut unterbrochen wird. Der Zuschauer wird dadurch aber nicht nur unterhalten, sondern auch zu einer Stellungnahme herausgefordert.

WELCHES Deiner Gesichter? Falls die Preisverleiher auf Deine frühen Werke zurückgreifen, können sie auch einen jung talentierten und jung entdeckten Lyriker ehren. Welches Gefühl muß Dich durchdrungen haben, mit 18 Jahren den ersten Gedichtband herausgeben zu können und kurze Zeit danach zu vernehmen, daß Gedichte daraus vom Komponisten und Musikprofessor Paul Müller schon vertont worden waren? Nicht viel älter warst Du, als Dein erstes Hörspiel «Weihnachten 1938» ausgestrahlt wurde. Sie können im Zeichen der gegenwärtigen Unzufriedenheit der Jungen Deine Jugendrevolte, den Roman «Zeitloses Leben», ehren. Für mich allerdings revoltieren jene Texte noch mehr, in denen Du Dich dem geschundenen, erniedrigten Menschen zuwendest, dem geholfen werden muß und an dem wir uns gerne vorbeidrücken. Die kurzen Texte aus «Sätze und Zeichen», auch einige Gedichte aus dem Bändchen «Überall ist Ithaka» (vgl. *Kasten*) zählen dazu.

Diese Texte sind hart. Vermutlich verdanken sie diese Härte nicht ihrer Botschaft, die ist uns ja bekannt, sondern ihrer Form; sie sind so streng gefügt, die Worte schließen so fugenlos zusam-

Umkreise die Wahrheit
Wie eine mögliche Beute
Doch fall sie nicht an:
Was wäre schon eine tote Wahrheit.
Laß sie leben.

Laß genug Raum um sie herum und
Zwischen den Zeilen.
Raum in dem sie sich jederzeit
Wenn es ihr paßt und
Wenn es dir nicht paßt
Verflüchtigen kann.
Denn auch das gehört wie mir scheint zur Wahrheit:
Daß sie sich unversehens verflüchtigt
Und daß sie wiederkehrt
Wann es ihr paßt und
Wann es dir nicht paßt.

Franz Faßbind

Aus: Überall ist Ithaka, 3. Teil: Lyrisches Tagebuch. Eintragung zum 21. Februar 1948.

men, daß sie nicht aufgebrochen werden können. Sie erhalten Schlagkraft und treffen die menschliche Bequemlichkeit.

Zerstöre die Dekorationen,
Welche dich von der Wirklichkeit trennen.

Das ist so ein Wort, oder auch der Text, der den ersten Teil von «Sätze und Zeichen» abschließt:

Am Ende der Fiktionen
Steht der Mensch.
Am Ende des Menschen
Stehen die Fiktionen.
Am Anfang des Menschen
Steht der Mitmensch
Behandelt als Evangelium.

Für mich ist das nicht einfach repetiertes Christentum. Um es so knapp sagen zu können, müssen die verschiedensten Formulierungen immer wieder versucht worden und bei diesen Versuchen in Brüche gegangen sein.

Deine Romane «Von aller Welt geehrt» und «Der Mann» wären zu ehren, ebenfalls die beiden Werke, die soviel kindliche Lebensfreude und -innigkeit ausstrahlen: «Das Buch der Geheimnisse» und «Valentin».

Ehrlich, ich bin froh, daß nicht ich den Preis begründen muß, ich würde mich in zu vielen Ausführungen oder im Schweigen verlieren. Zudem steht dieses dichterische Werk neben einem breiten journalistischen Schaffen, neben einer internationalen Radioarbeit, neben Filmen und Musikwerken. Erzähle den Preisverleihern auch besser nichts von Deinem Science-Fiction-Roman, an dem Du schreibst, denn er wird sicher wieder ein Gesicht für sich (für Dich); unter uns: ich freue mich auf ihn. Du wirst es mich wissen lassen, welches Gesicht man mit dem Preis geehrt hat und welches Gesicht Du ihnen dazu gemacht hast.

Auf bald. In Freundschaft

Peter Wild, Einsiedeln

VON FRANZ FASSBIND sind zur Zeit im Buchhandel erhältlich:
Sätze und Zeichen (2. Teil). In: Innerschweizer Schriftsteller. Texte und Lexikon. Raeber, Luzern und Stuttgart 1977, S. 62-65.
Stereotypien. 51 Gedichte. pendo, Zürich 1977.
Vorfälle. 13 Geschichten aus dem unheimlichen Alltag. pendo, Zürich 1979.
Poverello. pendo, Zürich 1979.
Überall ist Ithaka. Gedichte. ISV-Verlag, Luzern 1980.
Lieder aus einer Schenke. pendo, Zürich 1981.

Im Großen Saal des Klosters Einsiedeln ist noch bis 24. Mai eine *Ausstellung* zu sehen: Dokumente aus Leben und Werkstatt des Schriftstellers Franz Faßbind (u. a. auch Illustrationen zur «Hohen Messe» von Giani Castiglioni, zu den «Werken der Barmherzigkeit» von Hans Schilter und für das «Buch der Geheimnisse» von Franz Fedier).

«Offen und ohne Angst»

Im Interesse von «Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit» statt «Lüge und Heuchelei» hat *Michele Pellegrino*, damals neuernannter Erzbischof von Turin, bereits auf der letzten Session des Konzils die Anerkennung eines *größeren Bereichs des Diskutierbaren* und des *Dialogs* in der Theologie gefordert (Orientierung 1965, S. 212). Der angesehene ehemalige Professor für Patristik an der staatlichen Universität Turin erreichte damals mit seiner Rede, daß nicht nur Laien-, sondern auch Priester- (und Ordens-)theologen vom Konzil die *Freiheit der Forschung* zuerkannt wurde. 1967 zum Kardinal erhoben, trat er zehn Jahre später, ein Jahr vor der Altersgrenze, von seinem Amt als Erzbischof zurück, bleibt aber Mitglied der Studienkongregation und unternimmt von seinem Domizil im kleinen Dorf *Vallo Torinese* Vortragsreisen durch Italien, Europa und bis nach Afrika und Lateinamerika. Jüngst trat er in der (alternierend der «Aktualität» und der «Dokumentation» verpflichteten) Halbmonatsschrift *Il Regno* (Bologna, 15. 4. 81) mit einem Interview hervor. Es ist der derzeitigen Lage der Kirche «zwischen Angst und Profetie» gewidmet. Wir bringen im folgenden die Übersetzung größerer Passagen nach dem Wortlaut nebst Zusammenfassungen, die Einblick in den Kontext geben. Die Fragen an Kardinal Pellegrino (P) stellt *Francesco Strazzari* (S).

Gespräch mit Kardinal Pellegrino

Das Interview setzt beim Gedenken an *Paul VI.* an. Man spricht wieder mehr von ihm. Tiefen Eindruck hinterließen sein geistliches Testament, sein Tod und sein Begräbnis (vgl. Orientierung 1978, S. 161f.). Mochten manche seine Klugheit «übermäßig» finden: seine tiefe *Aufrichtigkeit* war außer Zweifel. Aber seither, seit dem unter Papst Johannes begonnenen «Frühling» und den grundlegenden Optionen des Konzils hat sich das *Klima wieder verändert*. «Tatsächlich wird *zurückbuchstabiert*» äußert Pellegrino, und obwohl er «nicht mehr mit von der Partie» ist, macht er sich Sorgen über «gewisse Eingriffe des kurialen Zentralismus». Die Rückwärtsbewegung hat aber nach dem Eindruck Pellegrinos schon zu Lebzeiten Pauls VI. begonnen, zum Beispiel als Dokumente zur Liturgie ohne Konsultation der Kardinalsmitglieder der Kongregation («Ich habe protestiert») publiziert wurden. Andererseits will der Kardinal auch im neuen Pontifikat die Chancen bzw. positiven Zeichen für eine mögliche *offenere Aussprache mit dem Papst* nicht übersehen. Ein solches war für ihn die ungewöhnliche Einberufung einer *Kardinalsversammlung* (ein nach 400 Jahren erneuertes Konsistorium?) im Herbst 1979:

Pellegrino (P): Die Kardinäle erhielten Informationen über bis dahin im Dunkeln gelassene Realitäten, z. B. die finanzielle Situation des Vatikans, wenn auch in eher allgemeinen Formulierungen. Ein wichtiges Faktum: Der Papst (*Johannes Paul II.*) griff dreimal selber ins Gespräch ein – übrigens mit großer Schlichtheit –, und auch nach der päpstlichen Meinungsäußerung waren ihr entgegenstehende Meinungen zu verschiedenen Problemen zu hören. Seitens des Papstes erfolgte darauf keinerlei Reaktion. Man sprach miteinander, einfach so, wie unter Kollegen. Das könnte ein Anzeichen für eine mögliche Weiterentwicklung sein.

Strazzari (S): Aber es gibt besorgniserregende Symptome: Gewisse römische Ämter (Dikasterien) haben offenbar wieder mehr Macht erlangt.

P: In der Tat. Über gewisse jüngste Ernennungen (Namen will ich nicht sagen) konnte man sich nur wundern: Eine Garantie für die Verwirklichung des Konzils bilden sie sicher nicht.

Woher die Angst?

Auf die Kollegialität (und speziell auf die italienische Bischofskonferenz) angesprochen, betont Pellegrino die Schwierigkeit, die die *Lokalkirchen* haben, zu ihrem vom Konzil gewünschten Selbstbewußtsein zu kommen, und die wichtige Rolle, die die *Theologen* dabei hätten. Pellegrino spricht von einer «Säckgasse» in den Beziehungen zu den Theologen und vom *mangelnden Mut*, offen zu reden.

S: Woher kommt diese Angst?

P: Oh ... Vielleicht ist es mißverständene Demut, ein gewisser Geist des Gehorsams ... Vielleicht ..., wer weiß? Feststeht, daß der (in der Bibel gerühmte) «Freimut» (*parrhesia*) in der heutigen Kirche sehr selten ist. Allerdings kommt es auch vor, daß der Freimut in einer Weise mißbraucht wird, daß die Verantwortlichen beunruhigt werden. Aber Stillstand bringt keine Heilung. Die Kirche muß voranschreiten, und zwar voranschreiten: in der Richtung des Konzils.

Nicht gerade von einem «Schisma» zwischen «offiziell» (Doktrin) und «reell» (Verhalten) in der Kirche will Pellegrino sprechen, wohl aber sieht er einen «schwerwiegenden Immobilismus» am Werk:

S: Es gibt so etwas wie Angst, die Probleme aufzuwerfen.

P: Ich glaube, ein Grund für die Angst ist die Kleingläubigkeit. Man vertraut zu wenig auf den Geist, der die Kirche führt und der auch zu kühnen Optionen bei kalkuliertem Risiko – ich unterstreiche «kalkuliertes Risiko» – drängt. Und dann geht man im Zeichen der Angst weiter oder vielmehr man geht vor lauter Angst überhaupt nicht voran. Ich glaube wirklich, es sei ein Mangel an Glauben. Aber vielleicht gibt es auch einen anderen Grund. Die Leute an den höchstverantwortlichen Stellen der Kirche öffnen ihre Augen zu wenig für die wirkliche Welt: Angefangen bei den römischen Dikasterien und vielleicht auch gewisse Bischöfe. Sie leben in einer künstlichen Welt, im kleinen Kreis ihrer Umgebung. Sie sind nicht am Puls der Leute und dessen, was sie denken. Nicht als ob man der Mode folgen sollte. Im Gegenteil. Aber es gilt zu verstehen, worin die tieferliegenden Anliegen und Forderungen bestehen.

Evangelisierung geht vor Zölibat

Nicht die Priester in der Seelsorge, sondern die höheren Verantwortlichen – «vielleicht auch weil sie in den Anforderungen der Organisation und Administration ersticken» – leiden nach Ansicht Pellegrinos am mangelnden Kontakt mit der alltäglichen Wirklichkeit. Nach einem kurzen Rückblick auf das Verhältnis Rom/Lokalkirchen zur Zeit der Kirchenväter lenkt der Interviewer das Gespräch auf die *Reisen des Papstes*. Abgesehen von «Empfängen, die dem «Staatsoberhaupt» gelten» und abgesehen von der «Folklore», sieht der Kardinal im «Kontakt mit den verschiedenen Kirchen wie auch mit der nicht-katholischen Welt» eine wichtige Funktion der zentralen Kirchenführung erfüllt:

S: Anlässlich seiner Besuche haben verschiedene Ortskirchen den Papst ersucht, sich einiger schwerwiegender Probleme anzunehmen, wie z. B. die Zulassung verheirateter Männer zum priesterlichen Dienst. Die brasilianische und die afrikanische Kirche haben dieses Ansuchen gestellt. Der Papst hat mit Nein geantwortet.

P: Ich äußere den Wunsch, ich ersuche, ich bitte den Heiligen Vater, auf die konkreten Nöte der verschiedenen Kirchen einzugehen. Wir stehen vor dem Dilemma: entweder halten wir um jeden Preis am Zölibatsgesetz in seiner heutigen Strenge fest und verzichten damit auf die volle Evangelisierung, oder wir entscheiden uns für die volle Evangelisierung (wozu auch die Eucharistie gehört) und ändern folglich das kirchliche Gesetz. Ich meine, daß wir diesen zweiten Weg einschlagen müssen.

S: Bitten Sie den Papst offen darum?

P: Offen und ohne Angst.

S: Kürzlich ist das Dokument über die Laisierung von Priestern erschienen. Eine unglückliche Sache.

P: Ich flehe den Verfasser der Enzyklika «*Dives in misericordia*» («Reich an Barmherzigkeit») an, diesen Mitbrüdern gegenüber Barmherzigkeit zu üben. Ich denke an so viele, die – wenn dieses Dokument strikt angewendet wird – zu Feinden der Kirche werden, während sie doch wirksame, tüchtige Mitarbeiter sein könnten. Das sind Dinge, die mir Sorge machen. Ich sehe darin ein mangelndes Gespür für die Zeichen der Zeit. Ich halte fest, daß man den Wert des evangelischen Zölibats voll anerkennen muß, aber die Art und Weise, diesen evangelischen Wert zu verwirklichen, hat sich im Laufe der Jahrhunderte gewandelt. Und sie darf dies auch. Wir hinken hinter der Zeit nach.

Dem Papst helfen und ...

Dieses «Zurücksein» hinter der Zeit beklagt der Kardinal auch hinsichtlich der Dienstämter für die *Frau* in der Kirche, wo ihm doch ein so kompetenter Liturgiker wie Vagaggini versichert habe, in den ersten Zeiten der Kirche seien Diakonissen unter Handauflegung geweiht worden. Auch hinsichtlich des «riesigen Problems» der *Inkulturation* ließe sich aus der Geschichte lernen – Ricci in China und dann der Ritenstreit –: «Was haben wir nicht alles verloren, weil unsere Einstellung so kleinlich und beschränkt war!» Mit einer Verneigung vor dem englischen Kardinal *Hume* und seinem Traum von der «Festungskirche» (vgl. Orientierung 1980, S. 224) streift Pellegrino die Hoffnungen und Enttäuschungen in der *Ökumene*. Daß zum Beispiel die Waldenser in Italien – «bis vor hundert Jahren wurden sie verfolgt!» – mit dem gegenwärtigen Pontifikat «Schwierigkeiten» haben, wundert den Kardinal nicht. Andererseits findet er, man müsse auch der «spontanen Begeisterung der Leute» Rechnung tragen:

S: Manche meinen, daß es auf die Dauer schaden kann, wenn man sich auf diese Begeisterung verläßt.

P: Zweifellos gibt es Manifestationen dieser Begeisterung, die täuschen. Aber weil sie mich nie überzeugt haben, lasse ich mich auch nicht täuschen. Ich bin schon zufällig über den Petersplatz in Rom gegangen. So viele Leute! Aber ich habe auch Leute gesehen wie in einem Lunapark, in einer Art Jahrmarktstimmung. All das sollte man vermeiden. Das habe ich den zuständigen Leuten auch gesagt. Diese Veranstaltungen sind nicht gut organisiert. Nicht viel Ahnung haben sie, die Pfarrer und Lehrer, die ihre Jugendlichen nach Rom bringen, um die Reden des Papstes zu hören: die sind so schwer zu verstehen! Das muß gesagt und kritisiert werden.

S: Und die Gesamtausrichtung des Papstes?

P: Es gibt Gründe zur Sorge. Und wie!

S: Hatten Sie den Mut, darauf aufmerksam zu machen?

P: Ja, ja. Ich habe schon darauf aufmerksam gemacht. Mehr kann ich nicht sagen. Ich habe schon Paul VI. und jetzt Johannes Paul II. darauf aufmerksam gemacht. Das ist meine Pflicht.

S: Das müßten aber auch andere tun. Meinen Sie nicht?

P: Doch, gewiß. Man muß sprechen. Man muß dem Papst sagen, wie man die Situation sieht, ehrlich und klar. Als Bischöfe sind wir die Mitarbeiter des Papstes, als Kardinäle sind wir der Senat des Heiligen Stuhls. Es ist unsere Aufgabe, nicht ein Lu-

xus, sondern eine Pflicht. Wie ich mir immer gewünscht habe, daß man mit mir offen redet, so glaube ich, mit dem Papst offen reden zu müssen. So hilft man ihm.

... die eigene Verantwortung wahrnehmen

Angesichts der Vorstellung von einer «offiziellen, triumphalistischen, bürokratischen und lebensfernen» Kirche auf der einen und einer im Grenzfalle von theologischen Fragen unberührten «*Basiskirche*» auf der andern Seite sieht Pellegrino die Kirche dort am Werk, «wo man betet, wo man Gemeinschaft lebt und wo man etwas tut für die Gerechtigkeit». Die Kirche, so fährt der Kardinal fort, ist «für die Welt, für die Menschen da». Da nun sein Gesprächspartner (Strazzari) viel mehr unter die Leute komme, läßt er durch ihn «*Theologen, Bischöfe und Wissenschaftlern*» sagen, sie sollten ihre Verantwortung wahrnehmen, *offen reden*, nicht aufgeben und *nicht den Mut verlieren*:

S: Aber Sie wissen doch, daß man den Theologen auf die Finger schaut und daß Kardinäle und Bischöfe Angst haben.

P: Traurig ist das, traurig. Arme Kirche! Wie weit sind wir entfernt vom «Ja, Ja – Nein, Nein» des Evangeliums. (...) Die Bischöfe erhalten die Auflage, gewissen Theologen in ihren Diözesen ein Redeverbot zu geben. Aber warum darf nicht der einzelne Bischof darüber entscheiden? Für mich liegt da eine echte Einmischung von seiten Roms vor. Ich kann verstehen, daß es ein Bischof nicht für opportun erachtet, daß der oder jener Theologe in seiner Diözese spricht, aber daß dies durch eine Auflage von oben geschieht, das verstehe ich wirklich nicht. In der Kirche wird die Freiheit nicht genügend respektiert. Ich verstehe, daß man Angst hat vor Unordnung, vor Schäden für die Kirche, aber ich glaube, daß diese Angst negative Auswirkungen hat und überdimensioniert ist. Es gibt keine Freiheit für das Reden und das Schreiben. Wenn die Bischöfe zu ihrer Verantwortung stünden, würde die römische Kurie etwas sachter vorgehen. Laßt uns miteinander reden, bevor man mir sagt «kraft des heiligen Gehorsams!» Wenn nur jeder Bischof, bevor er die Stimme der römischen Kongregationen für die Stimme Gottes hält, darüber nachdenken und sich nicht einfach fügen würde! Auch ich habe mich auf die Hinterbeine gestellt ...

(Interview: Francesco Strazzari, Copyright «Il Regno», Bologna; aus dem Italienischen übersetzt von Clemens Locher)

Entwicklungstendenzen der Ehe – ihr normativer Gehalt

Zur gesellschaftlichen Verfassung der Ehe heute (II)

Im Rahmen dieses Beitrags legen die im 1. Teil skizzierten Befunde* vor allem zwei Fragen nahe:

1. Wie sind die skizzierten Veränderungen im Zusammenhang des *Wandels von normativen Orientierungen* zu erklären?

2. Welcher Stellenwert kommt dabei Bestand und/oder Veränderung einer *kirchlichen Ehelehre und -pastoral* zu?

Diese Fragen wurden bisher kaum systematisch bearbeitet, deshalb können hier auch nur einige vorwiegend soziologisch fundierte Überlegungen im Sinne einer riskanten Skizze vorgelegt werden.

Wir haben bereits oben darauf hingewiesen, daß im neuzeitlichen Eheideal, wie es zunächst von den bürgerlichen Gesellschaftsschichten formuliert wurde, wesentliche Elemente christlicher Tradition enthalten sind. Dies mag mit ein Grund dafür sein, daß auf evangelischer Seite das Bedürfnis nach einer eigenständigen Ehelehre weit weniger spürbar wurde. Die evangelische Konfession entwickelte sich in weitgehender Harmonie mit dem sich modernisierenden Staat, dem sie lange Zeit selbst die Wahrung ihrer weltlichen Belange überließ. Im Unterschied dazu hat die katholische Kirche im 19. Jahrhundert ihren staatsunabhängigen Charakter («*societas perfecta*») betont und dabei

*Zur gesellschaftlichen Verfassung der Ehe – heute (I): Orientierung Nr. 8, S. 98ff. Vgl. besonders: *Die Veränderungen in jüngster Zeit* (Rückgang der Eheschließungen und der Kinderzahl pro Ehe, Zunahme der Ehescheidungen, der nichtehelichen Lebensgemeinschaften und der unehelichen Geburten): S. 100.

auch den ihr historisch zugewachsenen Bereich einer öffentlichen Regulierung der Ehe gegenüber staatlichen Ansprüchen verteidigt. Aus diesem Kontext sind spezifische Ausprägungen insbesondere des kirchlichen *Eherechts*, aber auch der kirchlichen *Ehelehre und -pastoral* zu verstehen. Während sich für die evangelischen Kirchen heute die Frage stellt, inwieweit gesellschaftliche Entwicklungen der Ehe unabhängig von ihrer Richtung und ihren Folgen weiterhin als religiös und moralisch indifferent angesehen werden können, stellt sich für die katholische Kirche umgekehrt die Frage, inwieweit ihre bisherige Ehelehre in Form und Inhalt selbst historisch mitbedingt und daher auch veränderten historischen Umständen anzupassen ist. In jedem Falle scheint es notwendig, sich des ethisch-normativen Gehalts vorhandener Eheauffassungen zu vergewissern, da seine Vernachlässigung die Glaubwürdigkeit kirchlicher Verkündigung zweifellos beeinträchtigen würde.

Die gewandelte Stellung der Frau

In normativer Hinsicht hat die Entwicklung der gesellschaftlichen Eheauffassung in jüngster Zeit u. a. in einem Punkte wesentliche Veränderungen gebracht, nämlich hinsichtlich der gleichberechtigten Stellung der Frau, die nunmehr mit Bezug auf immer weitere Lebenskreise eingeklagt wird. In gewisser Hinsicht war diese Gleichberechtigung bereits in den Gedanken der bürgerlichen Aufklärung angelegt, auf die sich die Frauenbewegung stets berufen hat. Während die ältere Frauenbewegung im wesentlichen um die politische Gleichberechtigung der Frau kämpfte, geht es der neueren Frauenbewegung um den gleichberechtigten Zugang der Frau zu allen Lebensbereichen –

Ein interdisziplinärer Versuch

«Seit geraumer Zeit muß die christliche Theologie ihre Kompetenz ... mit den Humanwissenschaften teilen.» So heißt es auf der ersten Seite des demnächst erscheinenden Bandes «Ehe/Familie» (Teilband 7) der letzten Herbst angelaufenen «Enzyklopädischen Bibliothek» des Herder-Verlags.¹ Es geht hier somit um die Kompetenz, «Aussagen über die Ehe zu machen». Der Feststellung vom faktischen Teilennüssen folgt dann aber eine Erklärung: «Sie (die Theologie) tut das inzwischen sehr selbstverständlich – aber immer noch nicht gern, nicht selten vielmehr in nur mühsam beherrschter Angst, die Gesprächspartner könnten ihr am Ende jegliches Rederecht entwenden. Gesprächspartnerinnen sind – neben Medizin, Kulturgeschichte und philosophischer Ethik – vor allem (Tiefen-)Psychologie und Soziologie.»

Dem Theologen, der dies schreibt, Otto Hermann Pesch, wurde von den Herausgebern immerhin der erste Platz zugewiesen, so daß man vor aller menschlichen Wirklichkeit mit der «Geschichte des Lehrsatzes» vom Sakrament der Ehe und sodann mit vier verschiedenen Ansätzen zum heutigen theologischen Verständnis konfrontiert wird. Von «Psychologie und Therapie der Ehe im Spannungsfeld von Zeitgeist, Wissenschaft und Glauben» handelt Karl Herbert Mandel, während Franz-Xaver Kaufmann den (in dieser und der letzten Nummer abgedruckten) Beitrag liefert: «Zur gesellschaftlichen Verfassung der Ehe – heute». Zum Schluß stellt der Theologe Pesch «Nachfragen an Theologie und Kirche».

Der Versuch interdisziplinärer Zusammenarbeit – ein Hauptanliegen des ganzen Unternehmens² – wurde in noch engerer Form im 2. Teil des Bandes gemacht. Zur Familie (S. 87–145) äußern sich zwei Autoren gemeinsam: der Bonner Moralthologe Franz Böckle und der Konstanzer Soziologe Kurt Lüscher, beide Schweizer, der erste Katholik, der zweite Protestant und in der Sozialarbeit seiner Schweizer Kirche engagiert. Bei der Vorstellung des Gesamtunternehmens im September letzten Jahres in Frankfurt verriet Böckle über diesen ihren eigenen Versuch: «Der Schritt vom Nacheinander (zuerst «sozial», dann «ethisch») zum Ineinander und Miteinander war verdammt schwer. Wir arbeiteten sechsmal ganztägig zusammen, und dabei hat er (Lüscher) mir beigebracht: «Sie können nicht sozialetisch etwas vertreten, was sozialwissenschaftlich nicht stimmt.» lk.

¹ Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft. Enzyklopädische Bibliothek in 30 Teilbänden. Hsg. von F. Böckle, F.-X. Kaufmann, K. Rahner, B. Welte in Verb. mit R. Scherer. Herder-Verlag, Freiburg/Br.

² Nach Cheftektor R. Scherer, der sich mit R. Walter in die Schriftleitung teilt. Noch grundlegender nannte er das Anliegen, die «Kluft zwischen Erkenntniskultur und Erfahrung» zu überbrücken und in diesem Sinn nicht nur «Glaubenswissenschaft und Weltwissenschaft», sondern auch «Wissenschaft und Lebenserfahrung» zusammenzubringen.

von der Wirtschaft bis zur Kirche. Das wesentlich antreibende Element dieser gesellschaftlichen Entwicklung ist vermutlich die zunehmende Schulbildung der Frauen und die damit einhergehende Befähigung zur Wahrnehmung ihrer Rechte. Mit Bezug auf Familie und Ehe geht es zum einen ebenso um die gleichberechtigte Mitbeteiligung an Entscheidungen, die traditionellerweise dem Ehemann oblagen (z. B. über größere Ausgaben und Freizeitgestaltung), sodann aber auch um eine stärkere Einbeziehung des Ehemannes in die Verantwortung für die Pflege und Erziehung der Kinder sowie für die Haushaltsführung.¹ Empirische Untersuchungen zeigen, daß der alleinverdienende Ehemann nach dem Motto «wer zahlt, schafft an», einen wesentlich größeren Entscheidungsraum für sich beansprucht, so daß die innerfamiliäre Stellung der Ehefrau durch ihre außerhäusliche Erwerbstätigkeit in der Regel aufgewertet wird. Während das traditionelle bürgerliche Eheideal durch eine ausgeprägte Polarisierung zwischen männlicher und weiblicher Rolle gekennzeichnet war, dessen egalitärer Gehalt dann durch die Formel «Gleichwertigkeit, aber nicht Gleichartigkeit» begründet wurde, scheint heute vielen Frauen eine Gleichwertigkeit ihrer familialen Rolle zum mindesten so lange fraglich, als der «Familienfrau» ein gleichwertiger ökonomischer Status (z. B. durch eine eigenständige soziale Sicherung) und eine entsprechende gesellschaftliche Anerkennung ihrer Tätigkeit im Sinne von hochwertigen Teilhabemöglichkeiten an anderen gesellschaft-

¹ Beck-Gernsheim, Das halbierte Leben. Männerwelt Beruf, Frauenwelt Familie (Frankfurt a. M. 1980).

lichen Bereichen vorenthalten wird. Der Umstand, daß beispielsweise in der Politik die wenigen Frauen in Spitzenpositionen vorzugsweise für die Bereiche Familie und Jugend eingesetzt werden, macht besonders deutlich, daß Frauen für andere, «ernsthafte» Politikbereiche noch nicht als gleich qualifiziert angesehen werden.

Solange die herrschenden gesellschaftlichen Auffassungen eine ausschließliche Kompetenz der Frau für die Haushaltsführung und Kindererziehung unterstützen, führt der Anspruch der Frauen auf vergrößerte Teilhabemöglichkeiten am außerfamilialen Leben infolge eines nahezu unveränderten Bestandes an innerfamilialen Pflichten zu charakteristischen Konflikten, die primär von den Frauen erfahren werden, sich jedoch sekundär auch als eheliche Konflikte manifestieren können. Inwieweit es der seit einigen Jahren zu beobachtenden neuen Frauenbewegung gelingen wird, die bisher überwiegend männlich geprägten gesellschaftlichen Auffassungen über die Ehe zu verändern, läßt sich schwer prognostizieren. Daß heute jedoch ein über die manifeste feministische Bewegung weit hinausreichender Bewußtseinswandel und ein wachsendes Selbstbewußtsein der Frauen zu beobachten ist, das infolge seiner spezifischen Ausprägungsformen die herkömmlichen männlichen Weisen der Problemdefinition und Problembearbeitung sozusagen unterläuft, muß insbesondere an die Adresse der immer noch ausschließlich männlichen kirchlichen Hierarchie mit Nachdruck betont werden. Die Gefahr ist nicht von der Hand zu weisen, daß die Bedenken gegen eine innerkirchliche Gleichberechtigung der Frauen in Verbindung mit herkömmlichen Auffassungen über Familie und Ehe die Kirche in den Geruch einer patriarchalischen Frauenfeindlichkeit geraten lassen, selbst wenn sie theologisch durchaus bereit ist, die Gleichwertigkeit der Frau theoretisch zu verteidigen.

Verantwortete Elternschaft

Die (im 1. Teil) skizzierten Entwicklungen einer Zunahme außerehelicher Paarbeziehungen, des Rückgangs der Eheschließungen und der Beschränkung der Kinderzahl stehen selbstverständlich im Zusammenhang mit der Ausbreitung und Routinisierung von Methoden der Geburtenkontrolle, deren selbstverständliche Verfügbarkeit nicht ohne Auswirkungen auf die Einstellungen zur Ehe bleiben kann. Aus soziologischer Sicht erscheint dabei der Übergang zu einem weitgehend rationalen Verhältnis mit Bezug auf die Fortpflanzung die entscheidende, einstellungsprägende Neuerung, und dies weitgehend unabhängig von der angewandten Methode der Geburtenkontrolle. Die Ausbreitung dieses rationalen Verhältnisses ist nicht nur auf die gesamtgesellschaftlichen Rationalisierungstendenzen, sondern vor allem auf das steigende Bildungsniveau der Frauen zurückzuführen, das sie einerseits für diese Tendenzen empfänglicher, andererseits aber auch handlungsfähiger und für konkurrierende Lebensentwürfe zur Mutterschaft offener werden läßt. Es ist zu vermuten, daß das Gewicht der Frau bei der Entscheidung über Zeitpunkt und Anzahl der Kinder sich im Rahmen der ehelichen Beziehungen in den letzten Jahrzehnten außerordentlich verstärkt hat. Damit entsteht im Rahmen alter Formen eine grundsätzlich neue Konstellation, in der das Problem der Nachwuchssicherung in weit stärkerem Maße als jemals zuvor mit der Frage nach der gesellschaftlichen Stellung der Frau verknüpft wird. In dem Maße als die sozialen Folgen der Geburt von Kindern ausschließlich die außerfamilialen Lebenschancen der Frau betreffen und der Verzicht auf Kinder mit erheblichen ökonomischen und sozialen Vorteilen verbunden ist², muß mit einem Andauern gegenwärtiger Entwicklungstrends gerechnet werden.

Mit dem unter den herrschenden sozio-ökonomischen Bedingungen voraussichtlich irreversiblen Einstellungswandel zur Fortpflanzung sind zwei weitere Phänomene eng verknüpft,

² E. Dessai, Auf dem Weg in die kinderlose Gesellschaft (Reinbek 1979).

nämlich die gesteigerte Verantwortung für die eigenen Kinder und eine Abkopplung der Frage der Geschlechtsbeziehungen vom Institut der Ehe.

Die Ausdifferenzierung der modernen Kleinfamilie führt zur *normativen Verstärkung der Verantwortung für die Kinder*. Dies wird auch von den meisten Eltern so wahrgenommen, und es kann keineswegs als eine bloße Schutzbehauptung angesehen werden, wenn Eltern für die Beschränkung ihrer Kinderzahl das Argument vorbringen, daß ihnen nur auf diese Weise eine ausreichend intensive Zuwendung zu den Kindern möglich sei. Empirische Untersuchungen zeigen, daß mit steigender Kinderzahl das emotionale Verhältnis der Ehepartner zueinander an Bedeutung verliert und häufig unter Druck gerät. Im Rahmen einer gesellschaftlichen Eheauffassung, welche in Liebe, Solidarität und Geborgenheit den «Sinn der Ehe» sieht, wiegt der Verlust ehelicher Zuwendung besonders schwer. Allerdings sollte nicht verkannt werden, daß der damit tendenziell entstehende Konflikt zwischen der partnerschaftlichen und der Elternrolle im wesentlichen durch außerfamiliale Entwicklungen, z. B. steigende Aufwandsnormen für Konsum und Freizeit oder familienungünstige Arbeitszeitregelungen, mitbedingt wird. Da es zunehmend gesellschaftlich selbstverständlich wird, daß Eltern die Verantwortung für die Zahl und die Erziehung ihrer Kinder haben, und demzufolge Eltern sich auch selbst in weit höherem Maße als früher die Schuld für kindliches Versagen zuschreiben, obwohl dieses sehr häufig seine Ursache in außerfamilialen Bereichen hat, ergibt sich hier ein tendenzieller Spannungszustand, der für die Entwicklung zur kinderarmen Familie vermutlich nicht ohne Belang ist.

Von daher scheint es recht problematisch, wenn die kirchliche Ehelehre die Realisierung des auch von ihr akzeptierten Grundgedankens verantwortlicher Elternschaft an eine bestimmte Methode der Geburtenkontrolle binden will, welche aus der Sicht der meisten Ehepaare als unsicher angesehen wird, und die Zeiten möglicher ehelicher Zuwendung an den Zyklus der Frau bindet. Es ist zu befürchten, daß diese Verständnislosigkeit in der Praxis zu Lasten des weit höheren Rechtsgutes eines Schutzes des ungeborenen Lebens ausschlägt. Die moralische Perversität, welche sich in der Bundesrepublik darin äußert, daß Abtreibungen auf Krankenschein möglich sind, empfängnisverhütende Mittel dagegen nicht, kann von katholischer Seite unter diesen Prämissen überhaupt nicht angemessen angegriffen werden. Daß hierdurch Änderungen des moralischen Bewußtseins in Gang kommen, ist jedoch offenkundig.

Die gleichen Faktoren, welche eine Rationalisierung des Fortpflanzungsverhaltens ermöglichen, gestatten andererseits eine weitgehende Liberalisierung und Freisetzung der Geschlechtsbeziehungen von sozialer Kontrolle.³ Man kann die sich wandelnde Einstellung zur Abtreibung nur begreifen, wenn man sieht, daß in der «gesellschaftlichen Logik» die soziale Folgenlosigkeit des Geschlechtsverkehrs bereits *vorausgesetzt* wird. Mit dieser Feststellung soll die Abtreibung keineswegs gerechtfertigt werden, sie bleibt genauso ein «Kurzschluß» wie die Fahrerflucht nach einem Verkehrsunfall. Es scheint jedoch außerordentlich wichtig, daß auch die kirchlich Verantwortlichen sich des grundlegenden gesellschaftlichen Einstellungswandels bewußt werden, der hier Platz gegriffen hat und der sich im Grundgedanken einer *selbstverständlichen Trennbarkeit von Geschlechtsverkehr und Fortpflanzung* zusammenfassen läßt. Jede moralische Argumentation, die diese Prämisse nicht be-

³ Es sei keineswegs behauptet, daß die nachlassende soziale Kontrolle der Sexualität gesellschaftlich folgenlos bleiben wird. Vgl. H. Schelsky (Soziologie der Sexualität. Rowohlt's Deutsche Enzyklopädie, Hamburg 1955): Schelskys vor über einem Vierteljahrhundert verfaßte Thesen stellen wohl immer noch den brauchbarsten Ansatzpunkt weiterführender Überlegungen dar. Ebenso wenig entspricht jedoch die gelegentlich geforderte Aufwertung eheähnlicher Gemeinschaften dieser Prämisse. Eine solche Aufwertung könnte die institutionelle Verknüpfung von Familie und Ehe in Gefahr bringen, welche – wie gezeigt – der zentrale Normenkomplex moderner Gesellschaften ist.

rücksichtigt, erscheint im Horizont einer Gesellschaft, für die diese Prämisse selbstverständlich geworden ist, als sozusagen notwendigerweise anachronistisch.

Ehe als Risiko

Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß der Eheschluß in den meisten Kulturen vor allem Verwandtschaftsbeziehungen begründet und keineswegs nur die Ehepartner betrifft. Die moderne Ehe dagegen regelt ausschließlich das Verhältnis zwischen den Ehepartnern, welche dem Sinn des Eheinstituts nach eine Wohn-, Geschlechts- und Haushaltsgemeinschaft auf Lebenszeit begründen. Das Gelingen einer solch dauerhaften Lebensgemeinschaft ist natürlich stets von sozialen Voraussetzungen mit abhängig gewesen. Diese Voraussetzungen unterliegen selbst im Laufe der Zeit erheblichen Wandlungen, die teils stabilisierend, teils labilisierend wirken können. Eine der wichtigsten Veränderungen des letzten Jahrhunderts ist in der Angleichung der Lebensverhältnisse zwischen den verschiedenen sozialen Schichten und Regionen zu sehen. Die Instabilität der Partnerschaften als Armutphänomen ist in Europa weitgehend verschwunden. Gleichzeitig hat sich die durchschnittliche *Dauer der gemeinsamen Lebenszeit von Ehepartnern stark erhöht*: Zum einen infolge des sinkenden Heiratsalters, vor allem jedoch infolge der stark gesunkenen Erwachsenensterblichkeit. Viele Männer verloren früher ihre Frauen in jungen Jahren am Kindbettfieber, so daß mehrere sukzessive Ehen keineswegs ungewöhnlich waren. Wer heute mit 25 Jahren den «Bund fürs Leben» schließt, darf und muß damit rechnen, daß er ein halbes Jahrhundert dauern kann.

Die Verselbständigung der Kernfamilie bringt es mit sich, daß heute die Ehepartner in weit höherem Maße als früher allein aufeinander angewiesen sind. Weder Verwandte noch Gesinde gehören im Regelfall zum Haushalt, und die Kinder pflegen den elterlichen Haushalt mit dem Erwachsenen-Werden zu verlassen. Die Wahl des Ehepartners stellt unter diesen Voraussetzungen ein *erhöhtes Risiko* dar, und es kommt weit stärker als in früheren Zeiten darauf an, daß die Ehepartner hinsichtlich ihrer Einstellungen, Fähigkeiten und persönlichen Eigenschaften zueinander *passen*. Insoweit Liebe als ein intuitives Erkennen solchen Zueinander-Passens aufzufassen ist, erweist sich die gesellschaftliche Institutionalisierung von «Liebe» als Kriterium der Partnerwahl als durchaus zweckmäßig.

Die zunehmende Bedeutung des höchst subjektiven Moments der Liebe ist selbst Ausdruck des zunehmenden Individualisierungsprozesses, der sich mit der menschlichen Persönlichkeit im Zuge der Modernisierung zu ereignen scheint. Kinder wachsen heute nicht mehr in einem homogenen sozialen Milieu auf, sondern unterliegen im Regelfall mehr oder weniger heterogenen sozialen Einflüssen im Laufe ihrer Sozialisation und müssen ihre eigene Lebensorientierung in Auseinandersetzung mit diesen Einflüssen gewinnen. Soziale Ähnlichkeit als erleichternde Bedingung des «Zueinander-Passens» ist damit immer weniger durch gesellschaftliche Vorgaben gesichert. Endlich ist zu berücksichtigen, daß sich die gesellschaftlichen Verhältnisse heute in beschleunigtem Rhythmus wandeln. Hiervon können die Ehepartner in unterschiedlicher Weise betroffen sein und sich daher auch im Falle eines ursprünglichen Zueinander-Passens auseinanderleben. Da die Stabilität von Ehe und Familie heute auf der Stabilität der Gattenbeziehung beruht, ergibt sich aus dem Zusammenwirken dieser Faktoren eine hohe *Störunganfälligkeit* geschlossener Ehen: Die vorhandene Gemeinsamkeit reicht oft nicht aus, um mit der gestiegenen (familialen und extrafamilialen) Beanspruchung fertig zu werden.⁴ Sobald dann *Alternativen* in ausreichendem Maße zur Hand scheinen, wird

⁴ F. X. Kaufmann, Familiäre Konflikte und gesellschaftliche Spannungsfelder, in: Der Mensch in den Konfliktfeldern der Gegenwart, hrsg. von der Landeszentrale für politische Bildung des Landes Nordrhein-Westfalen (Köln 1975) 167–188.

Unsere Kirchgemeinde Klingnau (Kanton Aargau, Nähe Rhein) sucht auf Anfang August 1981 oder nach Vereinbarung

vollamtlichen Laientheologen oder Katecheten

Arbeitsgebiete:

Religionsunterricht auf der Oberstufe (Real-, Sekundar- und Bezirksschule); Jugendarbeit, Mitgestaltung und Mitwirken bei Erwachsenen-, Kinder- und Familiengottesdiensten; Erwachsenenbildung.

Wir bieten:

Zeitgemäße Besoldung (inkl. Sozialleistungen, Pensionskasse) und eigenes Haus im Städtchen Klingnau.

Weitere Auskünfte erteilt:

Pfarrer Erich Pickert, Kath. Pfarramt, CH-5313 Klingnau, Tel. (056) 45 22 00.

auch die Neigung zur *Ehescheidung* stark ansteigen. Selbst wenn im Einzelfall fast immer auch ein persönliches Versagen mit im Spiel ist, sollte das Ansteigen der Häufigkeit von Ehescheidungen nicht nur als moralisches, sondern vor allem auch als soziales Problem der *gefährdeten Möglichkeiten ehemäßiger Lebensführung* in der Gegenwartsgesellschaft verstanden werden. Charles Péguy's Wort von den Familienvätern als den wahren Abenteurern des zwanzigsten Jahrhunderts wird man mit Fug und Recht auf beide Partner ausdehnen dürfen, die heute einen Bund fürs Leben schließen und eine Familie gründen. Dieses Risiko scheint heute übrigens zunehmend ins Alltagsbewußtsein zu treten, wodurch sich auch die gesunkene Neigung zum Eheschluß mit erklären läßt.

Der Zuwachs an Lebensmöglichkeiten auf allen Lebensgebieten, den die Entwicklung zur Moderne uns beschert, führt auch zu spezifischen Belastungen, insbesondere zum Zwang, diese Möglichkeiten im Hinblick auf das eigene Leben zu koordinieren. Diese Koordinationsaufgabe ist zu zweit in dem Maße schwieriger, als Entscheidungen nicht gemeinsam gefällt werden. Man kann auch sagen, die moderne Gesellschaftsentwicklung steigert die Anforderungen an eine «gute Ehe», wie ja auch die Anforderungen im technischen, ökonomischen und politischen Bereich immer höher werden. Gleichzeitig spricht vieles dafür, daß eine stabile Ehegemeinschaft die Lebensführung nach wie vor in erheblichem Umfang erleichtert. Eine Ehepastoral, die das *Gelingen der Ehe* ins Zentrum ihrer Bemühungen stellt und das Scheitern nicht mit zusätzlichen Belastungen versieht, dürfte nach wie vor sinnstiftend wirken können. Das christliche Eheideal scheint durch die skizzierten Veränderungen kaum in Frage gestellt, aber die Schwierigkeiten, es zu verwirklichen, sind offenkundiger geworden.

Familiensinn

Versucht man, die hier angedeuteten Entwicklungstendenzen zu Ende zu denken, so gelangt man leicht zu pessimistischen Zukunftsperspektiven. Man könnte etwa argumentieren, daß der auf einer individualistischen Moral und Rationalität aufbauende moderne Gesellschaftstypus des Westens gerade aufgrund seiner positiven normativen Orientierung zu übersteigerten Anforderungen an Ehe und Familie führe und gleichzeitig Alternativen bereitstelle, durch die ein Verzicht auf Ehe und Familie erleichtert werde. Als Folge sei zu erwarten, daß immer weniger Ehen geschlossen und immer weniger Kinder geboren würden. Dies dürfte aller Voraussicht nach zu einem wachsenden Zu-

strom außereuropäischer Einwanderer in Europa führen, wie er bereits heute ansatzweise zu beobachten ist. Eine solche «Unterschichtung» durch «vitalere» und in der Regel weniger kultivierte Bevölkerungen ist in der Weltgeschichte nichts Neues, aber ein in der Regel recht konfliktreicher Vorgang, der mit Sicherheit die bisherigen Wert- und Zukunftsperspektiven der europäischen Völker sprengt.

Wen diese Perspektive schreckt, mag sich mit dem Gedanken trösten, daß gesellschaftliche Entwicklungen selten gradlinig verlaufen. Gegenbewegungen scheinen auch innerhalb unserer Kultur möglich. Zu erinnern ist in diesem Zusammenhang an die zunehmende Distanzierung von und Kritik an den politischen und ökonomischen Organisationsstrukturen moderner Gesellschaften und der von ihnen ausgehenden Eigendynamik. Die Suche nach alternativen Sinnerfüllungen scheint gerade in denjenigen Bevölkerungsschichten am ausgeprägtesten, die aufgrund ihres Bildungsstandes von den skizzierten Rationalisierungsprozessen am stärksten beeinflusst sind. Ein vernünftiges Nachdenken könnte zum Schluß führen, daß eine Verabsolutierung der individuellen Glückssuche selbst noch Ausdruck und Konsequenz jener Gesellschaftsstrukturen ist, von denen man sich zu distanzieren trachtet. Vernünftiges Nachdenken dürfte auch zur Einsicht gelangen können, daß Solidarität ohne institutionelle Sicherungen nicht auf Dauer zu stellen ist und daß nur in der Gewinnung neuer Dauerhaftigkeiten im Rahmen elementarer Solidarbeziehungen Alternativen zu den fragwürdigen Glücksangeboten der organisierten und verwalteten Bedürfnisbefriedigung zu finden sind. Die Wiederentdeckung des «Seins» im Verhältnis zum «Haben», welche in der gegenwärtigen Diskussion über gesellschaftlichen Wertewandel anklängt, kann auch zu einer neuen Entdeckung von «Familiensinn» führen.⁵ Die Einsicht in solchen Sinn von Familie ist in der Bevölkerung weit verbreitet⁶ und erfährt aus dem Kontext des Wertwandels neue Unterstützung. Inwieweit es den Kirchen gelingt, an die implizite Moralität dieses Familiensinns anzuknüpfen und sie mit der ihnen aufgetragenen frohen Botschaft zu verbinden, anstatt als bloßer Zensor von teilweise nicht mehr glaubhaften moralischen Forderungen aufzutreten, muß dahingestellt bleiben.

Diese abschließende Frage, wie auch die gesamten vorangehenden Überlegungen stehen im Horizont der westeuropäischen Gesellschaftsentwicklung. Aus der Perspektive anderer Gesellschaften und Kulturen, insbesondere solcher mit einem hohen Bevölkerungsdruck, hätten sich andere Fragen in den Vordergrund gedrängt. Selbstverständlich kann sich die kirchliche Ehelehre nicht bevölkerungspolitischen Opportunitäten unterordnen. Sie würde damit nicht nur ihrem Auftrag, sondern auch einer wie auch immer ihr zuzumutenden gesellschaftlichen Aufgabe der Humanisierung menschlicher Beziehungen untreu: «Da aber das Reich Christi nicht von dieser Welt ist, so entzieht die Kirche oder das Gottesvolk mit der Verwirklichung dieses Reiches nichts dem zeitlichen Wohl irgendeines Volkes. Vielmehr fördert und übernimmt es Anlagen, Fähigkeiten und Sitten der Völker, soweit sie gut sind. Bei dieser Übernahme reinigt, kräftigt und hebt es sie aber auch» (Kirchenkonstitution des II. Vatikanischen Konzils, Art. 13). Zu erkennen, was «Anlagen, Fähigkeiten und Sitten der Völker, soweit sie gut sind», im konkreten Falle bedeutet, hierzu können die Sozialwissenschaften beitragen. In diesem Sinne wurde auf wesentliche Werte hingewiesen, die in den europäischen Gesellschaften institutionalisiert sind und zur Ausformung des Normenkomplexes «Ehe» entscheidend beitragen.

Franz-Xaver Kaufmann, Bielefeld

⁵ E. Fromm, *Haben oder Sein? Die seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft* (Stuttgart 1976); E. Pankoke, «Familiensinn». Wertewandel in soziologischer Perspektive, in: *Caritas* 81. Jg., H. 5 (Sept. 1980) 201-208.

⁶ W. Schulz/H. Weiss/R. Strodel, *Ehe und Familienleben heute. Einstellungen und Bewertungen*. Bundeskanzleramt und Bundesministerium für Finanzen (Wien 1980).

«Erklärung» der Glaubenskongregation zum Freimaurer-Verbot

Die jüngste «Erklärung» der römischen Glaubenskongregation vom 17. Februar 1981 in Sachen Freimaurer-Verbot¹ hat weiterhin keine gute Presse gefunden. Der Tenor der Glossen und Kommentare läßt sich in dem Satz zusammenfassen: Die Fronten verhärten sich wieder. Die Stimmen der Massenmedien stellen zwar noch keinen Wertmaßstab dar, sind aber doch bestimmend für das Klima des Dialogs, den das Konzil und die Konzilspäpste so angestrengt und mit nicht geringem Erfolg gesucht haben. Der Grund für die reservierte Aufnahme der «Erklärung» dürfte in erster Linie darin zu suchen sein, daß das Dokument, das «irrig und tendenziöse Interpretationen» eines früheren Schreibens (1974)² ausräumen wollte, neue Mißverständnisse geweckt hat. Hier in Kürze die Fakten.

Der vertrauliche Brief von 1974

Nachdem auf dem II. Vatikanischen Konzil einige Konzilsväter³ in den Dialog mit den «getrennten Brüdern» auch die Freimaurer einbezogen wissen wollten, gelangte die römische Glaubensbehörde mit Schreiben vom 26. Februar 1968 an verschiedene Bischofskonferenzen in aller Welt mit zwölf detaillierten Fragen über «den heutigen Stand der sogenannten Freimaurer-Logen, sei es ihre Lehre, sei es ihr praktisches Verhalten zur Religion und zur katholischen Kirche». Die Unterschiedlichkeit der eingegangenen Antworten vermochte offenbar die römische Zentrale nicht zu einer sofortigen Aufhebung oder Änderung von Kanon 2335 des kirchlichen Gesetzbuches zu bewegen, wonach die Mitgliedschaft eines Katholiken in einer Freimaurer-Loge mit der Strafe der Exkommunikation belegt wird. Aber aufgrund der sehr verschiedenen Situationen in den einzelnen Ländern wurde den Bischöfen eine flexiblere Handhabung des Freimaurer-Verbotes gestattet. In dem historisch zu nennenden kurzen Brief der Glaubenskongregation vom 19. Juli 1974 gab Kardinal Seper in einer Art «Rechtsbelehrung» den Bischöfen zu bedenken:

«Bei der Behandlung der einzelnen Fälle muß man sich gegenwärtig halten, daß das Strafgesetz im strikten Sinn zu interpretieren ist. Deshalb kann mit Sicherheit die Ansicht jener Autoren vertreten und auch praktisch zur Anwendung gebracht werden, die der Meinung sind, daß Kanon 2335 nur die katholischen Mitglieder jener Freimaurer-Logen trifft, die *in Tat und Wahrheit* (revera) gegen die Kirche agitieren (machinantur).»⁴

Damit wurde das allgemeine Verbot im noch geltenden kirchlichen Gesetzbuch zwar nicht aufgehoben; aber es war doch – in einer Art Übergangslösung – die Tür zu einer *differenzierteren* Sicht der Freimaurerei und dementsprechend zu einer sachgerechteren Handhabung des Verbots mit seiner harten Strafsanktion geöffnet. Es wurde erstmals von dem Präfekten der römischen Glaubensbehörde eingeräumt, daß ein Katholik durchaus der Freimaurerei angehören kann, wenn nur die entsprechende Loge nicht kirchenfeindlich ist.⁵ Nach über 200 Jahren *allgemeiner* Anschuldigungen und noch massiverer allgemeiner Verdächtigungen war der Weg zum Dialog und zur Versöhnung freigegeben.

Die Verlautbarung von 1981

Im Osservatore Romano vom 2./3. März 1981 erschien auf Seite 2 in einem Kasten folgende Notiz:

¹ Osservatore Romano, 2./3. März 1981.

² Vertraulicher Brief des Präfekten der Glaubenskongregation, Kardinal Seper, an rund 20 Präsidenten von Bischofskonferenzen, die mit dem Freimaurer-Problem konfrontiert sind. Der Brief drang durch Indiskretion an die Öffentlichkeit und wurde dann in kirchlichen wie nichtkirchlichen Presseorganen abgedruckt. Vgl. *Civiltà cattolica* 125 (1974) IV 159–162; *Archiv für katholisches Kirchenrecht* 143 (1974) 460.

³ So z. B. Bischof Mendez Arceo von Cuernavaca (Mexiko).

⁴ Vgl. Anmerkung 2 und Orientierung 1974, 247 f.

⁵ Vgl. Interview mit G. Caprile am Vatikanischen Rundfunk, 2. März 1980.

Die heilige Kongregation für die Glaubenslehre

Erklärung

Am 19. Juli 1974 schrieb diese Kongregation an einige⁶ Bischofskonferenzen einen vertraulichen Brief über die Interpretation von Kanon 2335 des kirchlichen Gesetzbuches, der den Katholiken unter Strafe der Exkommunikation den Beitritt zu den Freimaurer-Logen und ähnlichen Vereinigungen verbietet. Da der erwähnte (vertrauliche) Brief in die Öffentlichkeit gedrungen ist und Anlaß zu irrig und tendenziösen Interpretationen gegeben hat, bestätigt und präzisiert diese Kongregation, ohne möglichen Regelungen im neuen Kirchenrecht vorgreifen zu wollen, folgendes:

1. Die jetzige kirchenrechtliche Regelung, die in voller Geltung bleibt, ist in keiner Weise abgeändert worden.

2. Weder die Exkommunikation noch die ändern vorgesehenen Strafen sind aufgehoben worden.

3. Soweit im besagten Brief auf die Interpretation des in Frage stehenden Kanons Bezug genommen wird, muß dies, wie es die Absicht der Kongregation war, einzig verstanden werden als Hinweis auf die allgemeinen Grundsätze der Interpretation von Strafgesetzen bei der Lösung von (Gewissens-)Fällen einzelner Personen, die dem Urteil der Ortsbischöfe unterbreitet werden können. Es war hingegen nicht die Absicht der Kongregation, den Bischofskonferenzen anheimzustellen, sich in einem Urteil genereller Art öffentlich über die Natur der Freimaurer-Logen, das die Aufhebung, besagter Normen in sich schließen würde, zu äußern.

Rom, am Sitz der Kongregation für die Glaubenslehre, den 17. Februar 1981.

Diese juristisch kurze «Erklärung» (ohne Kommentar) war nun allzu kurz, um nicht bei Journalisten in aller Welt, bei katholischen und erst recht bei nichtkatholischen, den Eindruck zu erwecken, daß Rom «zurückbuchstabiert» und durch seine allbekannte Glaubenskongregation – die frühere Inquisition – wieder mit Nachdruck auf das alte Verbot und seine Strafsanktionen pocht. Den meisten Leuten lag von der früheren «Indiskretion» her noch irgendwie im Ohr, daß sich kirchlicherseits in Sachen Freimaurerei etwas getan hatte, und zwar im Sinne einer Lockerung oder wenigstens einer flexibleren Handhabung der bisherigen Strafbestimmungen. Nördlich der Alpen gab es ganze Bischofskonferenzen (Skandinavien, England und Wales, Holland)⁷, die sich seit dem ersten Schreiben von 1974 in positiver Weise und ganz öffentlich über die Natur der Freimaurerei in ihrer Region geäußert hatten und dementsprechend für eine tolerante Handhabung des alten, rigorosen Verbotes eintraten. So mußte die neue «Erklärung» der Glaubenskongregation als Rückruf und Gegenschlag empfunden werden. Sie wirkte in der Tat für viele wie eine kalte Dusche. Das Dialogklima zwischen der katholischen Kirche und der Freimaurerei kühlte sich merklich ab. In manchen Freimaurerkreisen festigte sich der Eindruck: «Rom bleibt Rom». Man steht allen weiteren Gesprächen sehr skeptisch gegenüber. Es wird viel geduldige Mühe brauchen, bis dieses Gefühl der Zwecklosigkeit von Gesprächen wieder geschwunden ist.

Ein erster Schritt wird darin bestehen, die «Erklärung» der Glaubenskongregation *richtig einzustufen*. Bei genauerer Analyse ergibt sich, daß die «Erklärung» keineswegs die Absicht hat, einfachhin den früheren Zustand wiederherzustellen. Die «Erklärung» richtet sich wohl gegen eine zu *weite* Auslegung des Schreibens von 1974. Sie spricht von «irrig und tendenziösen Interpretationen», deren Opfer offenbar selbst Bischofs-

⁶ Rund zwanzig nach G. Caprile, vgl. *Civiltà cattolica* 132 (1981) II 578.

⁷ Im Oktober 1966 beschloß die Bischofskonferenz von *Skandinavien*, jeder einzelne Bischof könne die Mitgliedschaft eines Katholiken in einer Loge gestatten. Die Bischofskonferenz von *England und Wales* beschritt bald denselben Weg. Die Verlautbarung der *Holländischen* Bischofskonferenz enthält den Kernsatz: «Entsprechend dem Brief von Kardinal Seper kann darum angenommen werden, daß in den Niederlanden Laien, die Mitglieder der Freimaurerei werden oder sind, deshalb nicht im Kirchenbann sind, weil feststeht, daß in den Niederlanden die Freimaurerei nicht gegen die Kirche tätig ist.» Vgl. *Stimmen der Zeit* 199 (1981) 78; *Una Sancta* 36 (1981) 58; *Analecta Aartsbisdom Utrecht* 1980, 122–127. – Zum anderslautenden Urteil der *Deutschen* Bischofskonferenz (Erklärung vom 12. Mai 1980) vgl. zuletzt *Herder-Korrespondenz* 35 (1981) 222f.

konferenzen geworden sind. Sie richtet sich auf der anderen Seite aber auch gegen eine zu *enge* Auslegung, d. h. gegen die rigorose Auslegung der vorkonziliären Zeit, in der jedes katholische Mitglied einer Freimaurer-Loge unterschiedslos und selbstredend als exkommuniziert betrachtet wurde. Die Glaubenskongregation bekennt sich in ihrer «Erklärung» nach wie vor zu dem im Schreiben von 1974 verfochtenen Interpretations-Prinzip, wonach also das Freimaurerverbot (und die Strafe der Exkommunikation) «nur jene Katholiken trifft, die sich Vereinigungen anschließen, die *in Tat und Wahrheit* gegen die Kirche agitieren». Es gilt folglich auch in Zukunft zu unterscheiden zwischen Loge und Loge. Die Mitgliedschaft in einer Loge ohne Kirchenfeindlichkeit fällt nicht (mehr) unter das kirchliche Verbot und die Strafe der Exkommunikation.

Daß Rom solche «Fälle» konkret für möglich hält, bewies übrigens der einschränkende Satz im Schreiben von 1974, der nur für Leute des *geistlichen* Standes weiterhin das *globale* Verbot aufrechterhielt. «Klerikern, Ordensleuten und Mitgliedern von Säkularinstituten bleibt dennoch jeder Beitritt zu einer Freimaurerloge verboten», wurde ausdrücklich gesagt. Ein römischer Kommentar begründete diese Ausnahme mit dem Hinweis: «Nach der heute noch allgemein verbreiteten Mentalität würde ein solcher Beitritt unter den Gläubigen Konfusion, Verwunderung, vielleicht gar schweres Ärgernis und Verwirrung hervorrufen.»⁸ Inzwischen sind denn auch verschiedene tatsächliche Fälle bekannt geworden, in denen Ortsbischöfe katholischen «Laien» straffreien Eintritt in eine reguläre Freimaurer-Loge gestattet haben.

Die neue «Erklärung» bedeutet insofern sogar einen *Fortschritt*, als sie dem «vertraulichen» Schreiben von 1974, auf das eigens als auf ein Schreiben der *Glaubenskongregation* verwiesen wird, eine Art Öffentlichkeitscharakter und damit auch allgemeinere Verbindlichkeit gibt. Künftig wird keine bischöfliche Kurie ihre konservativ-intransigente Haltung in der Auslegung und Handhabung von Kanon 2335 damit rechtfertigen können, daß die «Rechtsbelehrung» von 1974 ein rein *privates* Schreiben eines

⁸ G. Caprile, in: *Civiltà cattolica* 125 (1974) IV 162.

Kardinals (Seper) an einen andern Kardinal (Krol, USA) und einige andere Bischöfe darstelle und darum rein privater Natur sei. Es gab bekanntlich bischöfliche Kirchenjuristen, die trotz Kenntnis des vertraulichen Schreibens von 1974 auf die Tatsachenfrage der Glaubens- und Kirchenfeindlichkeit einer Loge gar nicht erst eintreten wollten und weiterhin jede Mitgliedschaft in einer Loge für verboten erklärten. Eine solche Haltung ist seit der «Erklärung» von 1981 kirchenjuristisch – geschweige denn seelsorgerlich – nicht mehr zu verantworten.⁹

Offene Fragen

Trotz des Positiven, das eine genauere Analyse der «Erklärung» von 1981 abgewinnen kann, läßt sie doch eine gewisse Unbefriedigtheit, ja ein Unbehagen, zurück. «Es bleibt ein Rest zu tragen peinlich», möchte man frei nach Goethe formulieren. Es melden sich vor allem eine ethisch-kirchenrechtliche und eine mehr kirchenpolitische Frage.

► Die *ethisch-kirchenrechtliche Frage*: Damit ein Ortsbischof in einem ihm vorgelegten konkreten Gewissensfall eines seiner Gläubigen entscheiden kann, ob diesem der Beitritt in eine Freimaurer-Loge straflos gestattet werden kann oder nicht, muß er natürlich zuerst Nachforschungen über die Natur der betreffenden Loge, d. h. über ihre eventuelle Glaubens- und Kirchenfeindlichkeit, anstellen. Wenn nun ein Bischof in seinen Ermittlungen zum positiven Ergebnis kommt, daß die in Frage stehende Loge nicht religions- und kirchenfeindlich ist und folglich ein Beitritt für einen gläubigen Katholiken unbedenklich erscheint, warum soll ein solcher Bischof (oder auch die Bischofskonferenz einer Region) dieses Urteil schön in der Brust bewahren müssen und es nicht in einer allgemeinen, öffentlichen Verlautbarung bekannt geben dürfen? Muß eine Ortskirche oder die Kirche eines Landes dies nicht um der Wahrheit und Gerechtigkeit willen geradezu tun? Es läuft dem Wahrheitsempfinden und Gerechtigkeitsinn des heutigen Menschen innerlichst zuwider, eine Person oder auch eine Vereinigung von Personen im öffentlichen Bewußtsein zu verdächtigen oder gar zu ächten, wenn die konkreten Beweisgründe dafür nicht (oder nicht mehr) erbracht werden können. Jeder Mensch und jede Menschengruppe haben ein Recht auf Ehre und guten Namen. Die betroffenen Freimaurer zumal, unter denen es vielfach praktizierende Christen und angesehenste Bürger gibt, müssen es als tiefes Unrecht empfinden, wenn eine Kirche, die sich als Hort der Wahrheit und Freiheit und als Verteidigerin der Menschenwürde und der Menschenrechte gibt, ein aus dem 18. Jahrhundert stammendes Verdikt in der Öffentlichkeit stillschweigend aufrechterhält, obwohl die Zeiten sich gewandelt haben und die einstigen (wahren oder vermeintlichen) Gründe für die Verurteilung heute nicht mehr vorhanden sind. Für die Freimaurer steht wirklich nicht weniger als die moralische Autorität der Kirche, ihre Glaubwürdigkeit und Ehrenhaftigkeit auf dem Spiel.

Ein versierter Kenner vatikanischer Vorgänge, P. Giovanni Caprile, weist in seinem Kommentar zur römischen «Erklärung» darauf hin, daß bei der jetzigen Kirchenrechtslage die *Kompetenz* für eine allgemeine und offizielle Erklärung über die Freimaurerei allein beim Heiligen Stuhl liegt und daß dieser diese Kompetenz weiter wahrzunehmen gewillt ist.¹⁰ Darf man aber, so möchte man einer fragen, die Feststellung einer Tatsachenwahrheit, wo es um Ehre und guten Ruf von Menschen geht, zu einem Kompetenzstreit zwischen Zentrale und Ortskirche machen? Zweifellos soll Rom immer letzte Instanz blei-

⁹ Im «Grundriß des nachkonziliären Kirchenrechts» (hrsg. von J. Listl u. a., Regensburg: Pustet 1980), worin das gegenwärtig noch geltende Recht der katholischen Kirche festgehalten wird, schreibt R. A. Strigl auf S. 767: «Zugehörigkeit zur Freimaurerei (c. 2335) ist für Kleriker, Religiösen und Mitglieder von Säkularinstituten generell verboten; für Laien dann, wenn es sich um eine Loge handelt, die direkt gegen die Kirche arbeitet. Nur in diesem Fall tritt die Exkommunikation als Tatstrafe ein.»

¹⁰ *Civiltà cattolica* 132 (1981) II 579.

Chassidische Geschichten



Elie Wiesel
Was die Tore
des Himmels öffnet
144 Seiten, geb. 19,80 DM
Bestell-Nr. 19114

„Die Erfahrungen, von denen Elie Wiesel hier berichtet, muten uns modern an: Angst und Glaube brauchen sich nicht auszuschließen, die Melancholie und das Lachen können nah beieinander liegen. Kein anderer kann Chassidische Geschichten so hinreißend erzählen wie dieser Autor, den die New York Times „einen der ganz großen Schriftsteller dieser Generation“ nannte.“
(RAI-Sender Bozen)

VERLAG HERDER

ben. Aber das konkrete Leben läuft nun einmal in der Ortskirche ab, in der Schweiz, in Deutschland, in England usw. Gerade hinsichtlich der weltweiten Freimaurerei (rund 6 Millionen Mitglieder in den nicht-kommunistischen Ländern) gab und gibt es große Unterschiede von Land zu Land, was auch die Glaubenskongregation 1974 offen zugab. Unverkennbar besteht ein gewisses Nord-Süd-Gefälle, d.h. der antireligiöse oder antikirchliche Charakter der Freimaurer-Logen fand sich kaum oder überhaupt nicht in den nordischen Ländern, sondern äußerte sich vornehmlich in den südlichen, katholischen Ländern der lateinischen Kultur, wobei es auch dort noch Unterschiede von Loge zu Loge gab und erst recht heute gibt.¹¹ In Nordeuropa und Nordamerika hat man das rigore Freimaurerverbot immer schon weniger begreifen können. Umso mehr müßte heute, im Zeitalter der Menschenrechte, auf die unterschiedliche Situation in den einzelnen Ländern und das gewandelte Verständnis der Religionsfreiheit und Toleranz Rücksicht genommen werden. Die Erklärung einer Ortskirche oder Bischofskonferenz über die «Unbedenklichkeit» der Freimaurer-Logen in ihrer Region will ja letztlich auch nicht das allgemeine Kirchenverbot aufheben, sondern nur feststellen, daß die Vorbedingungen des kirchlichen Verbots und der Exkommunikation in ihrem Territorium nicht (mehr) gegeben sind.

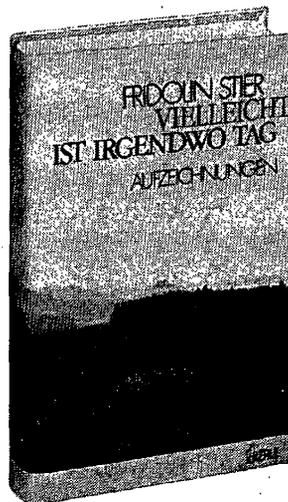
► Die kirchenpolitische Frage: Als innere Begründung für das römische Vorgehen gibt G. Caprile an: «Es ist ein Vorgehen der Klugheit und Vorsicht, angeraten durch die unterschiedliche Situation von Land zu Land, veranlaßt durch das Erfordernis einer gewissen Uniformität des pastoralen Handelns, um die Gläubigen nicht zu desorientieren, und (diktiert) von der Zweckmäßigkeit einer gewissen Harmonie, die nur von dem, der eine Gesamtschau der ganzen Kirche besitzt, gewährleistet werden kann.»¹² Damit ist das Problem des kirchlichen Zentralismus angesprochen. Es ist gewiß nicht Böswilligkeit, aber eine häufige Versuchung, daß eine zentrale Verwaltung angesichts von regionalen Verschiedenheiten gern den Nutzen oder die Notwendigkeit der Einheit hervorkehrt, wobei Einheit allzu oft als Uniformität verstanden wird. Der Codex Iuris Canonici von 1918 ist ein Musterbeispiel dafür. Das II. Vatikanische Konzil hat diesem Zentralismus gegenüber wieder den Ortskirchen mehr Gewicht geben wollen, und zwar aus theologischen Gründen, aber noch mehr aus pastoralen Überlegungen, nämlich um situationsgerechter und damit auch effektiver handeln zu können. Darum dachten sich viele Konzilsväter das kommende allgemeine Kirchenrecht mehr als ein Rahmengesetz, das den Ortskirchen eine gewisse Freiheit der Regelung läßt. Ziel der kirchlichen Gesetzgebung kann heute nicht mehr die «Uniformität» sein, sondern nur die organische Einheit, eine «Einheit in der Vielfalt», die den religiös-kulturellen und gesellschaftlich-sozialen Unterschieden Rechnung trägt und dadurch um so wirklicher dem Heil der Menschen dient. Die «Erklärung» der Glaubenskongregation sagt denn auch ausdrücklich, daß sie der kommenden Regelung im neuen Kirchenrecht nicht vorgreifen will. Offenbar ist doch eine Änderung in Sicht. Der Entwurf für das neue kirchliche Strafrecht aus dem Jahre 1973 enthielt den alten Kanon 2335 nicht mehr.¹³ Ob es dabei bleibt? Zu hoffen ist jedenfalls, daß bald ein Weg gefunden wird, der nicht zu neuem Streit, sondern zum Gespräch und zur Versöhnung führt.

Albert Ebnetter

¹¹ Die Freimaurerei ist keine einheitliche, zentral geleitete Organisation und kennt auch keine einheitliche Lehre. Die einzelnen Logen sind souverän. Großräumig lassen sich folgende Charakterisierungen vornehmen: Die anglo-amerikanische Freimaurerei ist mehr gesellig und wohlwärtig, die skandinavische und deutsche mehr ethisch-spekulativ orientiert; die romanische Freimaurerei, zu der auch der «Grand Orient de France» gehört, war aufgrund der politischen Entwicklung der betreffenden Länder stark politisch und antiklerikal engagiert, hat sich aber in den letzten Jahren in mancher Hinsicht gewandelt. Vgl. A. Kehl, in: Una Sancta 36 (1981) 54.

¹² a. a. O. (Anm. 10) 579.

¹³ R. Sebott, in: Stimmen der Zeit 199 (1981) 86.



«Leidenschaft – Leiden – Passion ...»

Orientierung, 31. März 1981

Fridolin Stier
Vielleicht ist irgendwo Tag
 Aufzeichnungen. 384 Seiten, geb. 42,-DM
 Bestell-Nr. 30059

«Dieses Buch ist faszinierend und bewegend, nicht nur der Sprachmächtigkeit des Autors, sondern vor allem auch seiner radikalen Wahrhaftigkeit wegen ... Selten wurden Grenzerfahrungen so eindringlich beschrieben und für andere fruchtbar gemacht. Man muß nicht Theologe sein, um dieses Buch zu lesen. Aber Theologen sollten es lesen müssen!»
 DIE ZEIT, Bernhard Hermann

«Ich wünsche dem Buch namentlich viele junge Leser, die das ehrliche Suchen noch nicht verlernt haben und sich nach einer Orientierung umschauen.»
 Walter Nigg

«Es steht in diesem Bekenntnisbuch sehr vieles, was den Theologen nachdenklich und betroffen machen kann und ihn vielleicht ein wenig aus den Denkgeleisen herausführt ...»
 Karl Rahner

Verlag F. H. Kerle GmbH Freiburg-Heidelberg
 Tennenbacher Straße 4, D-7800 Freiburg

Ein Modell für lebendige Kommunikation in Arbeitsgruppen jeglicher Art:

Die themenzentrierte Interaktion TZI (nach Ruth Cohn)

Einführungsmethodenkurse 1981

Kursleiterin: Dr. Elisabeth Waelti, Höhweg 10,
 3006 Bern

Thema: Wie kann ich durch lebendiges Lehren und Lernen meine Erlebnisfähigkeit vertiefen und berufliche Konflikte in der Arbeit mit Jugendlichen und Erwachsenen besser bewältigen?

Adressaten: Geistliche, Lehrer, Sozialpädagogen, Psychologen und alle, die in kirchlichen, sozialen und andern Berufen neue Wege zum Menschen suchen.

Termine:	27.-31. Mai	20.-24. Juli	} Ort: Nähe Fribourg und Olten
	8.-12. Juni	3.-7. August	
	6.-10. Juli	28. Sept.-2. Okt.	
		5.-9. Oktober	

Kurskosten: Fr. 270.-

Unterkunft: Vollpension pro Tag ca. Fr. 38.-

Einzahlung von Fr. 270.- auf Postcheckkonto 30-66546 gilt als definitive Anmeldung.

«So fing es an» – womit?

Hermann-Josef Venetz, der Walliser Exeget in Fribourg, präsentiert uns einen «Blick ins Neue Testament», den sich niemand entgehen lassen sollte.¹ Denn hier kommt nicht nur – ohne jeden wissenschaftlichen Jargon – das zum Zug, was es nach rund 200jähriger moderner Forschung zu wissen (oder eben nicht zu wissen) gibt: hier wird das Bibel- mit dem *Erfahrungswissen* eines Mannes konfrontiert, der weiß, «wie es zugeht»: in einem Gemeinwesen oder einem andern Sozialgebilde, und wäre es nur der VEEW (Verein zur Erstellung und Erhaltung von Wanderwegen: 166ff). Venetz fragt sich, was «passiert», wenn ein solches Gebilde «in die Zeit geht» und wenn nach den «starken Zeiten» der Gründer und Initianten die «flauen Zeiten» kommen, wo man nur noch «erhalten» will, oder aber auch Zeiten, wo sich neue Fragen und Aufgaben stellen, die, um angepackt zu werden, zum Um- und Neudenken herausfordern.

Als Titel des Buches war zuerst nur angekündigt «*So fing es an*»; es blieb offen, worum es geht. Und das macht auch die Spannung beim Lesen aus: Es steht nicht von Anfang an fest, was herauskommt oder herauskommen darf. Den Anfang bildet ein «Porträt Jesu», das, auch wenn es nicht nur nach einem «Stück Markusevangelium» (1,14–3,6) skizziert wäre, nicht anders als «bruchstückhaft» sein kann. Es geht um die Frage «Was hat Jesus gewollt?», m. a. W. um «die Sache Jesu». Dann begegnen wir den «Leuten der ersten Stunde»: Die Jesusbewegung, soziologisch gesehen. Es folgen erste «Modelle» für eine christliche Gemeinde, wobei der Leser – als möglicher Gründer oder Mitgründer eines VEEW (siehe oben) – direkt angesprochen und ins Spiel genommen wird: in das nämlich, was sich zur Zeit des Paulus in Thessalonich und Korinth abspielt. Hier – genau in der Mitte des Bandes – werden wir mit der aktuellen Thematik *Charisma/Amt* konfrontiert: Während in den «Anfängen» eine nach allen Seiten offene Bewegung (mit Wanderpredigern usw.) vorherrschte, geht es jetzt um *Funktionen* und Strukturen von *Gemeinde*. Wie offen und vielfältig, wie beweglich und deshalb anpassungsfähig auch jetzt noch – da «die Zeit sich hinzieht» – das sich aufbaut, was wir heute «kirchlichen Dienst» nennen, wird verdeutlicht am Epheserbrief sowie am Matthäus- und Lukasevangelium.

Spätestens hier merkt der Leser, wie er lernt, die Bibel zu lesen: Durch Gegenüberstellung von Mk 2, 13–17 und Mt 9, 9–13 entdeckt er an scheinbar geringfügigen Änderungen, wie aus dem «Haus» (des Levi) die «Kirche» wird, und im nächsten Schritt erfährt er, wie erst der «Geschichtsschreiber» Lukas daraus die Kirche der «Apostel» macht; denn: «Es ist sehr undankbar, im



ORIENTIERUNG

Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen.
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Clemens Locher, Karl Weber, Albert Ebner, Mario v. Galli, Robert Hotz, Josef Renggli, Josef Rudin, Pietro Selvatico
Ständige Mitarbeiter: Paul Erbrich (München), Raymond Schwager (Innsbruck)

Anschrift von Redaktion und Administration:
Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, ☎ (01) 201 07 60

Bestellungen, Abonnemente: Administration

Einzahlungen: «Orientierung, Zürich»

Schweiz: Postcheck Zürich 80-27842

Schweiz. Kreditanstalt Zürich-Enge

Konto Nr. 0842-556967-61

Deutschland: Postcheckkonto Stuttgart 6290-700

Österreich: Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127

Italien: Postcheckkonto Rom Nr. 29290004

Abonnementspreise 1981:

Schweiz: Fr. 32.- / Halbjahr Fr. 17.50 / Studenten

Fr. 24.-

Deutschland: DM 37.- / Halbjahr DM 21.- / Studenten DM 27.50

Österreich: öS 275.- / Halbjahr öS 160.- / Studenten öS 190.-

Übrige Länder: sFr. 32.- plus Versandkosten

Gönnerrabonement: Fr. 40.- / DM 45.- (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Ländern mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

Einzelexemplar: Fr. 2.- / DM 2,50 / öS 20,-

Matthäusevangelium Apostel zu sein. Das Wort «Apostel» kommt hier nämlich nur ein einziges Mal (10, 2) vor» (203). Ein typischer Venetz-Satz, wie er alle paar Seiten begegnet und die Lektüre so amüsant und entspannend macht.

Venez ist ein freier Mensch. Wenn er die sakrale Predigt- ebenso wie die Gelehrtensprache hinter sich läßt, so nicht um zu schockieren. Er geniert sich auch nicht, sich persönlich auszusetzen: Er wirbt um den Leser und geht gleich zu Beginn auf jene zu, die einen Horror vor «Biblizisten» haben. Aber in seiner direkten Art will er *die Verkrampfung lösen*, die es ob des Eingeschworeneins auf Schemata und Klischees, wie zum Beispiel die Dreistufentreppe «Diakon-Priester-Bischof», gibt. Daß nicht einmal die Pastoralbriefe etwas zugunsten eines «monarchischen Episkopats» hergeben, wird manchen erstaunen; aber die Analyse ist überzeugend. Dabei geht es Venetz nicht darum, irgend etwas zu demolieren, was geschichtlich geworden ist, sondern darum, zu motivieren, angesichts neuer Bedürfnisse «sich etwas einfallen zu lassen» und dabei auf den *Geist* zu vertrauen. Daß das Buch übrigens – bei aller schweizerischen Nüchternheit und einigen spezifisch «helvetischen» Vergleichen – für die Sache, um die es geht, auch «begeistern» kann, sei nur am Rande vermerkt. Jedenfalls eine Lektüre für die Zeit vor und nach Pfingsten. Deshalb zugreifen und möglichst vielen schenken – vielleicht auch, warum nicht, als Dokument unserer Art, dem Papst!

L. K.

¹ Hermann-Josef Venetz: *So fing es mit der Kirche an*. Ein Blick ins Neue Testament. Benziger/SKB, Zürich/Fribourg 1981, 283 S., Fr. 22.80.

Buchbesprechung

Fridolin Marxer, Die Infragestellung Gottes. Antwort auf die Provokation des Atheismus. Fribourg: Imba 1980, 144 Seiten, Fr. 9.80.

«Wie kann man heute noch an Gott glauben angesichts einer dem Glauben weithin entfremdeten Welt?» Der Autor, erfahrener Religionslehrer und zudem in der Erwachsenenbildung tätig, nimmt in einem übersichtlichen und auch für Nicht-Philosophen verständlichen Büchlein Stellung zur Herausforderung durch den Atheismus.

F. Marxer beginnt mit der Darstellung von Geschichte, Formen und Gestalten des Atheismus, der den Glauben an Gott in einer bisher nicht gekannten Weise zur Rede stellt. «Läßt sich der Atheismus beweisen?» – mit dieser Frage tritt der Autor im 2. Kapitel der Reihe nach an den naturwissenschaftlich bedingten Atheismus, den humanwissenschaftlich bestimmten Atheismus (Feuerbach, Marx, Freud), den existentialistischen Atheismus (Sartre, Camus) und den nihilistischen Atheismus (Nietzsche) heran. Er weist auf, daß die jeweiligen Argumentationen gegen den Gottesglauben nicht stichhaltig sind. Als Gegenpol dazu befaßt sich das 3. Kapitel mit der rationalen Begründung des Gottesglaubens sowohl von seiten der Theologie als auch der Philosophie. Die Frage nach dem Heil der Atheisten (ein Thema, das durch das 2. Vatikanum neue Aktualität erlangt hat) wird im 4. Kapitel behandelt. Im letzten Kapitel greift Marxer schließlich das für unsere Zeit charakteristische und weitverbreitete Phänomen des praktischen Atheismus auf. Der Autor beschreibt wiederum die verschiedenen Erscheinungsformen auf ihrem geistesgeschichtlichen Hintergrund und nimmt dazu kritisch Stellung.

Insgesamt ist es dem Autor gelungen, das Phänomen des modernen Atheismus in kurzer, gut lesbarer Form darzustellen; besonders hilfreich sind die Zusammenfassungen am Ende der Kapitel. Einzig der Abschnitt über die Gottesbeweise – ein sehr komplexes Thema! – ist wohl zu kurz ausgefallen.

Das Buch vermittelt einen guten Überblick über die Erscheinungsformen und den geistesgeschichtlichen Hintergrund des heutigen Atheismus. Es kann deshalb all denen empfohlen werden, die in ihrem persönlichen Erfahrungsbereich oder in ihrer beruflichen Tätigkeit (als Pfarrer, Religionslehrer, Erwachsenenbildner zum Beispiel) mit der Problematik des Unglaubens konfrontiert sind.

Andreas Traber, Basel

ERRATUM (Nr. 8, Kasten S. 94): In dem von Papst Johannes Paul II. angeführten Zitat aus *Luthers Römerbrief-Vorlesungen* fehlte leider eine Zeile. Es lautet wie folgt: «Er (Luther) lehrt, daß der «Glaube an Christum, durch den wir gerechtfertigt werden, nicht allein darinnen besteht, daß man an Christum oder genauer an die Person Christi, sondern an das glaubt, was Christus ist». «Wir müssen an ihn glauben und an das, was sein ist.» (Red.)

AZ

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

8002 Zürich